28
2. Juliheft 1966
ZB
ZEIT IM BILD

VOM GRÖSSINSEE INS LINDENCORSO:

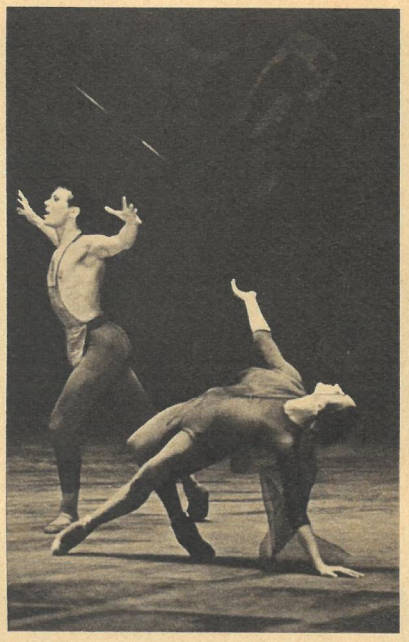
VERSUCHEN SIE'S MAL ORIENTALISCH?

0,30 MDN

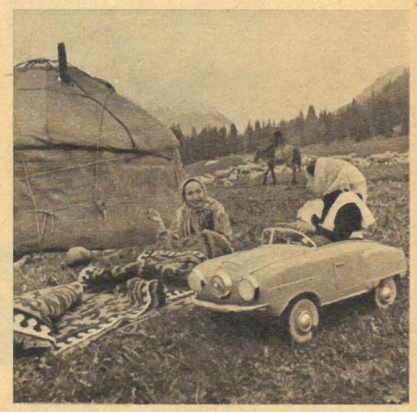
Foto H. Raddatz

Leningrad. Zu Schostakowitschs „Elfter Sinfonie", in der die russische Revolution von 1905 gestaltet wird, schuf Igor Belski ein neues Ballett. Hauptheld des Balletts ist das Volk. Ungestüme und leidenschaftliche Massentänze wechseln mit dem Tanz der allegorischen Gestalten Freiheit, Hoffnung, Verzweiflung. Unser Foto zeigt Larissa Klimowa als Hoffnung und Alexej Noskow als Jüngling.

Fotos: APN (5), TASS (2)



Dsheskasgan. Eines der wichtigsten Kupfererzreviere der Sowjetunion befindet sich in der Kasachischen SSR. Ende des vorigen Jahres wurde hier die erste moderne Zeche in Betrieb genommen. Siebenhundert verschiedene Betriebe der Sowjetunion bauten die Ausrüstungen für diese unterirdische Fabrik. Sämtliche Produktionsvorgänge sind mechanisiert und zu siebzig Prozent automatisiert. Die Arbeitsproduktivität pro Bergmann ist zwei- bis zweieinhalbmal so groß wie in gewöhnlichen Kupferzechen.

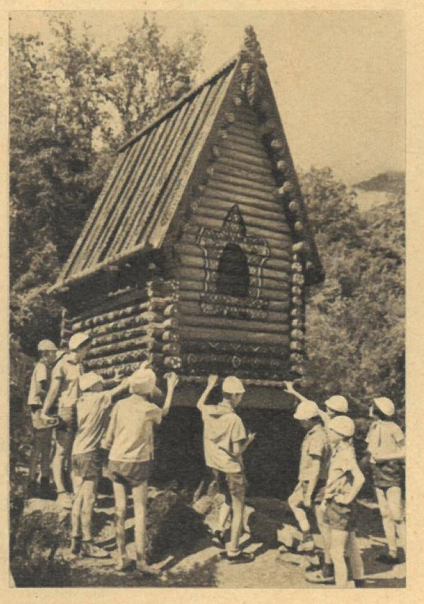


Rybatschje. Tausende kirgisische Hirtenfamilien sind auf die Sommerweiden am Issyk-Kul-See gezogen. Während die Väter für die Reise noch Pferderücken bevorzugen, haben sich die Kinder bereits ihr erstes „Auto" angeschafft.

Moskau. Zum zweiten Mal in seiner Laufbahn erhielt Tigran Petrosjan den Lorbeer des Schachweltmeisters. „Spasski war für mich der bisher gefährlichste Gegner", sagte Petrosjan nach seinem Sieg.

Gorki. Mit 90 Kilometern in der Stunde flitzen heute „Raketen", „Meteore" und „Sputniks" von einer Wolgastadt zur anderen. Kein Wunder, daß die Moskauer übers Wochenende schnell mal in Gorki vorbeischauen. Wer allerdings Urlaub hat, entschließt sich meist für eine langsamere Fahrt, um die Schönheiten der Wolga und der neuen Kanäle richtig genießen zu können.

Jalta. Jeden Tag hat der 75jährige Pawel Besukow junge Gäste. Mitten im Wald, fünf Kilometer von Jalta entfernt, errichtete er aus Holz eine kleine Märchenstadt.



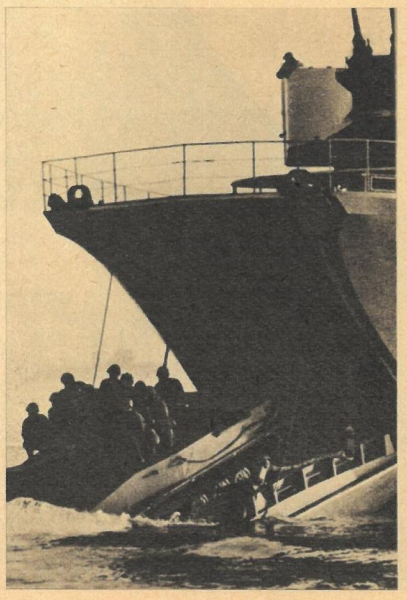
Moskau. Über dreißig Etagen hoch wird das neue Gebäude des RGW in Moskau. Das in modernsten Verfahren montierte Hochhaus mit eigenwilliger, sternförmiger Grundfläche steht in der Kalininallee.

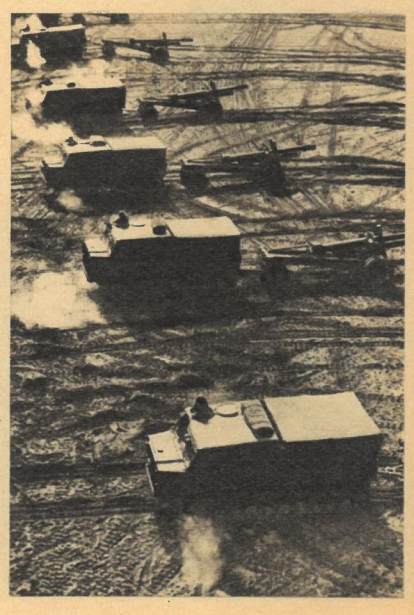
Neuauflage

Es ist dieser Spalte auf Seite zwei nicht eigentümlich, einer Rezension Platz zu gewähren. Aber einem Jubilar, noch dazu einem so erfolgreichen, räumt „zb" gern mal Sonderrechte ein. Der Deutsche Militärverlag – 1966 10 Jahre alt – hat trotz seiner verständlichen thematischen Grenzen einen fast kometenhaften Aufstieg genommen. Rund 1350 Titel mit einer Gesamtauflage von 42 000 000 Exemplaren sind unter seinem Namen in dieser Zeit erschienen.

Das letzte große Werk des Verlages, „Soldaten des Volkes – Geschichte der NVA in Bildern", ein hervorragender Bildband (Auflage 15 000), mit einem Geleitwort von Walter Ulbricht versehen, erforderte schon bald eine Neuauflage. Hunderte Fotos und knapper sachlicher Text bieten auf 375 Seiten einen prachtvollen Überblick über die ebenfalls zehnjährige Geschichte der Nationalen Volksarmee; berichten von den oftmals schwierigen Bedingungen, unter denen Soldaten, Unteroffiziere, Offiziere und Generale die Armee des Volkes schufen; von den ruhmreichen Kämpfen der bewaffneten Arbeiterklasse; von der Zügelung der unbelehrbaren westdeutschen Militaristen; vom Sport und Spiel der NVA, ihrer Technik und ihrer Neuererbewegung; von der Waffenbrüderschaft, der Verteidigungskraft und Bereitschaft; von der Unbesiegbarkeit der sozialistischen Armeen zu Wasser, zu Lande und in der Luft.

Gratulation dem Verlag zum Jubiläum und zu diesem Bildband, der mehr ist als ein Buch, der Waffe ist in unserem gerechten Kampf.





Techniker und Ärzte entwickelten gemeinsam ein neues Operationsverfahren

Laser rettet das Augenlicht

Vor einem Jahr gelang in der Augenklinik der Medizinischen Akademie in Warschau eine der ersten Operationen der Welt, bei der dem Patienten das Augenlicht mit Hilfe eines Laser-Koagulators gerettet werden konnte. Ein Laserstrahlenbündel fand in der Augenheilkunde, in der Präzision ein fundamentales Gebot ist, Anwendung. Wissenschaftler der Technischen Militärakademie hatten bereits 1963 einen Rubin-Laser konstruiert. Daraufhin wurde ihnen der Vorschlag unterbreitet, mit Ärzten der Medizinischen Akademie zusammenzuarbeiten. Die Okulisten der Akademie suchten nach einer neuen Methode zur operativen Behandlung der Netzhaut. Hierzu war die Anwendung von Laserstrahlenbündeln Voraussetzung. Oberstleutnant Dr.-Ing. Zbigniew Puzewicz und seine Mitarbeiter waren sofort bereit, für die Mediziner einen Laser-Koagulator zu entwickeln.

Aber die Konstruktion des Laser-Koagulators bedeutete noch nicht seine Einführung in die klinische Praxis. Bevor mit ihm eine Operation am menschlichen Auge durchgeführt werden konnte, mußten einige Dutzend ähnlicher Eingriffe an Tieren erprobt und andere Vorbereitungen getroffen werden. Ziel der vom Leiter der Warschauer Okulistischen Klinik, Dozent Dr. Zofia Falkowska, vorgenommenen Operation war es, eine abgelöste Netzhaut anzuheften und dadurch das Augenlicht des Patienten zu retten.

Netzhautablösung ist eine recht häufige und gefährliche Krankheit. Das den Augapfel innen bedeckende dünne Häutchen setzt sich aus Fasern und Zellen des Sehnervs zusammen. Es erfüllt die äußerst wichtige Aufgabe, die empfangenen Lichtimpulse in Nerventimpulse umzusetzen und an die entsprechenden Gehirnzentren weiterzuleiten. Durch diesen Vorgang sehen wir unsere Umwelt mit all ihren vielen Formen und Farben.

Das Anheften der abgelösten Netzhaut ist ein komplizierter Eingriff. Eine in jeder Hinsicht vollkommene Methode der Heilung dieser Krankheit ist leider noch nicht bekannt. Methoden gibt es viele. Aber allein schon die Tatsache, daß sie alle praktiziert werden, beweist, daß keine von ihnen ideal ist. Sogar die verhältnismäßig neue Methode der Licht-Koagulation – wodurch die abgelöste Netzhaut an den Augapfel mit Hilfe eines starken Lichtstrahls angeheftet wird – hat ihre Mängel, obwohl sie präziser ist als alle früheren Verfahren und eine blutlose Durchführung der Operation ermöglicht.

Im Vergleich zur Licht-Koagulation hat das Laserstrahlenbündel beachtliche Vorzüge. Der Hafteffekt ist sehr groß. Dadurch kann auch die Zeit der Bestrahlung bedeutend herabgesetzt und mit der Licht-Koagulation verbundenen Komplikationen vorgebeugt werden. Die Präzision des Eingriffes ist ebenfalls größer.

Dr. Zofia Falkowska hat bereits zahlreiche Operationen mit Hilfe des Laser-Koagulators durchgeführt, und es ist geplant, auch in anderen okulistischen Kliniken Polens Netzhautablösungen auf diese Art zu behandeln. Trotzdem kann die neue Methode noch nicht bei allen Netzhautablösungen angewandt werden. Während in manchen Fällen weiterhin nach früheren Methoden gearbeitet werden muß, ist bei anderen wiederum das Laserstrahlenbündel nur eines der Elemente der operativen Behandlung. Meist konnte sich Dr. Falkowska jedoch auf den Laser-Koagulator beschränken. Und das ist ein sehr beachtlicher Erfolg, auch wenn das „Lasern" noch kein Allheilmittel ist.

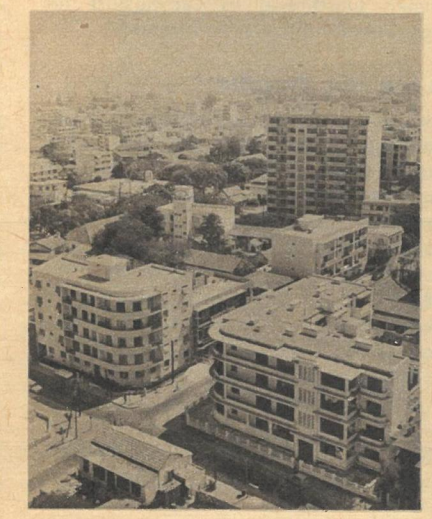
Hanna Lewandowska

Von überallher kommen Ärzte zu Dr. Zofia Falkowska in die Klinik, um sich mit der neuen Operationsmethode vertraut zu machen. Bereitwillig demonstriert sie ihnen den Laser-Koagulator. Schon in nächster Zeit werden auch in anderen okulistischen Kliniken Polens Augenoperationen mit Hilfe von Laserstrahlenbündeln durchgeführt.

War der Laser-Koagulator vor einem Jahr noch eine Sensation, so gehört er heute zu den meistbenutzten Instrumenten im Operationssaal der Augenklinik der Medizinischen Akademie in Warschau.

Fotos AR-PRESS

Lebensfroh und selbstbewußt: zwei junge Schauspielerinnen des senegalischen Theaters „Sorano".



Dakar wurde Festivalstadt

Wettstreit afrikanischer Künstler

Künstler aus den befreiten Ländern Afrikas feierten in diesem Jahr zum ersten Mal in der Hauptstadt Senegals, Dakar, ein Volkskunstfestival. Seit dem Erlangen der Unabhängigkeit wurden in den jungen Staaten unzählige neue Lieder, Tänze und Spiele geschaffen. So stand das Festival nicht nur im Zeichen traditioneller Volkskunst, sondern war vor allem lebensvoller Ausdruck des Werdens einer neuen afrikanischen Kunst.

Fotos APN

Eine bunte Mischung traditioneller und neuer Tänze zeigten die Gäste aus Mali in ihrem Festprogramm.

DER RAT BERÄT: SORGENKINDER EINER STADT

STRASSEN UND WEGE

Wer sich in diesen Wochen auf dem Wege nach Boizenburg oder nach Schwerin durch die kopfsteingepflasterten Umleitungsstraßen des Städtchens Ludwigslust gequält hat, ist meist versucht festzustellen, daß „man hier nicht begraben sein" möchte. Uns aber interessiert in der Beitragsfolge zu Problemen der Kommunalpolitik, ob es sich lohnt, „hier zu leben". Die Antwort darauf geben Sie sich bitte selbst. Doch soviel kann schon vorweggenommen werden: Es lohnt sich, bei der nächsten Durchreise in Ludwigslust für einige Stunden Station zu machen.

Wo lag das Paradies?

Ludwigslust ist eine der jüngsten mecklenburgischen Städte. Doch das will nichts besagen, denn ein Blick auf die Geschichte dieses Landes läßt uns heute zum Teil vergnüglich schmunzeln. Obwohl seine urkundlich beglaubigte Geschichte erst um 800 beginnt, hatte Mecklenburg bis 1918 mit dem „landesgrundgesetzlichen Erbvergleich" von 1755 die älteste Verfassung aller deutschen Länder. Ihr „Vorzug" war: Keine Wahl des Parlaments, in dem nur die Gutsbesitzer und die Bürgermeister der Städte saßen. Erstere rot-, letztere blaubefrackt! Daß diese herrschenden Kreise Mecklenburg für das „Land der Erbweisheit" hielten, versteht sich von selbst und erklärt sicher auch, wie noch 1925 ein Mann von „altem und unanfechtbarem Adel" ein Buch herausgeben konnte, in dem auf Hunderten von Seiten „unwiderleglich" nachgewiesen wird, daß Adam und Eva in Mecklenburg lebten, weil nur hier der wirkliche Ort des biblischen Paradieses gewesen sein kann. Doch klammern wir Ursache und Wirkung aus. Fakt ist, daß 1756 Herzog Friedrich der Fromme, ein weltfremder religiöser Sonderling, seine Residenz von Schwerin nach dem einsamen Nachtjagdschloß „Ludewigslust" verlegte, das damit für 80 Jahre zur mecklenburgischen Residenzstadt avancierte, obwohl es zunächst nur ein Dorf namens Klenow mit einigen hundert „Seelen" war. Ein Paradies also, in dem es aber für das leibeigene „biedere Landvolk" mehr verbotene Früchte gab als im biblischen Vorbild.

Vom 18. ins 20. Jahrhundert

Friedrich (der Fromme) baute also. Zwar ohne Geld, doch dafür, mit damaligen Maßstäben gemessen, sehr großzügig, denn Leibeigene gab es genug. Es entstanden das Schloß, die evangelische Kirche und dazwischen, „am Bassin", die Häuser für Diener, Lakaien, Köche, Kutscher, Vor- und Nachreiter, Pauker und Trompeter. Noch heute ist das Altarbild der Kirche zwar künstlerisch ohne Wert, dafür aber das größte der Welt. Und die Häuser am Bassin und zum Teil auch die in der Stadt sind zwar Kleinodien des Denkmalsschutzes, aber so klein, daß man nach altem Brauch bei ihrem Verlassen den Schlüssel in die Dachrinne legen kann. Um so großzügiger wiederum wurde dafür der Schloßpark gestaltet. Mit 125 Hektar Fläche und einem vielhundertjährigen Baumbestand ist er nicht nur der zweitgrößte in der DDR, sondern auch einer der schönsten. Altes, historisch Wertvolles und auch heute noch Schönes begegnen sich in Ludwigslust aber nicht nur mit den Forderungen unserer Zeit, sondern sie reiben sich aneinander und scheinen oft sogar unvereinbar. Was für die rot- und blaubefrackten „Parlamentarier" seiner Hoheit eine Insel der Ruhe und

Für Durchreisende auf der F 5: „Baustelle mit an Geschicklichkeitstests erinnernden Umleitungen!"
Für Einwohner: „Der Schritt vom 18. ins 20. Jahrhundert!"

Vor dem Schloß „Am Bassin".
Historisch wertvoll und unter Denkmalsschutz stehend. Für die Stadtväter auch eine Reihe von Problemen!

Fotos V. Billeb / Text G. Fischer

In ihrer Stadt nach Feierabend.
Amtierender Bürgermeister Leo Wärtig und VdN-Kamerad Eduard Besch sind fast immer unter denen, die im NAW die Pläne der Stadt erfüllen helfen.

Treue zum angestammten Herrscherhaus war, ist heute Verkehrsknotenpunkt geworden. Woran bis 1945 niemand dachte: Befestigung der Straßen und Wege, Wasserleitungen, Straßenbeleuchtung, Kanalisation, Kindergärten, Kulturstätten usw., das sind heute Forderungen, die jeder Bürger in der DDR mit Recht an seine Stadtväter stellt, die diese allein hier aber nicht lösen können. Wie sie trotzdem erfüllt wurden und werden, ist eine für Ludwigslust seit Jahren einfache Formel, sie heißt: „NAW".

Stadtplanung mit Unbekannten?

„Gebete" der Kraftfahrer sind nicht für empfindliche Ohren bestimmt, aber wer sie zur Zeit in Ludwigslust hört, kann sie sogar verstehen. Die ganze Innenstadt ist ein einziger Bauplatz und demzufolge auch ein Ringelspiel von Umleitungen durch enge und winklige Gassen. Tröstlich daran ist allerdings der Gedanke, daß hier an der F 5 nach Boizenburg gearbeitet wird und in kurzer Zeit der Transitverkehr auf einer neuen, breiten Straße „durchrollen" kann. Wenn die Einwohner, die auch noch genügend Gründe zum „Beten" haben, an ihre Straßen denken, dann spendet diesen Trost nicht der staatliche Straßenbau, sondern bestenfalls der Rat der Stadt. Vergleicht man aber dessen Pläne mit der Zahl der Arbeitskräfte, dann muß man auf den ersten Blick die Stadtväter entweder für hoffnungslose Optimisten halten oder aber hier schon die Technik des 21. Jahrhunderts vermuten. Allerdings nur so lange, bis man hinter den einzelnen Positionen des Planes in Klammern immer wieder die Buchstaben „NAW" findet. Hunderttausende von Mark sind, mit den Einwohnern diskutiert und abgestimmt, in fast allen Punkten des Planes festgelegt, und es gibt nicht den geringsten Zweifel, daß sie erfüllt werden. Kann man NAW-Leistungen, freiwillige Arbeitseinsätze, die aus beruflichen, privaten, familiären und noch vielen anderen Gründen jederzeit „platzen" können, so fest in eine Stadtplanung einbeziehen?

Residenz der neuen Wege

Man kann. Und wenn Zahlen irgendwo eine Berechtigung haben, dann hier. Im Stadtgebiet wurden in den letzten Jahren im NAW 13 Kilometer Gehsteige gelegt, was einem Wert von 500 000 MDN bei 122 000 MDN Materialeinsatz entspricht. Bei Ausschachtungen für die Straßenbeleuchtung konnten mit einer durch NAW-Arbeiten erzielten Einsparung von 160 000 MDN und einer Anlagesumme von 943 000 MDN sieben Straßen zusätzlich beleuchtet werden. Hinzu kommen noch eine Wasserleitung im Werte von 80 000 MDN, wovon die Hälfte im NAW erarbeitet wurde, ein Kindergarten, drei Kinderspielplätze, eine Freilichtbühne und eine große Zahl von Grünanlagen. Für das Jahr 1966 sind im NAW 300 000 MDN vom Rat der Stadt fest geplant. Sie halten dies für eine Rosarotmalerei von zb? Also gut, lassen wir berufene Leute, sozusagen Spezialisten des NAW, zu Worte kommen. Da sind zum Beispiel Ewald Doll und Gerhard Prehn. Wie fast alle Einwohner ihres Stadtbezirkes, von dem übrigens die Initiative, 1963 mit 5000 MDN prämiert, ausging, haben sie „nur" die silberne Aufbaunadel und möchten durchaus nicht hervorgehoben werden. Doch irgendwer muß ja schließlich für alle sprechen. „Na ja, wenn es schon sein muß, dann wollen wir mal. Genaugenommen waren und sind es ja unsere ureigensten Interessen, um die es ging und geht, und Erfolge sind immer die beste Agitation. Nachdem einmal angefangen war und vor allem der Rat der Stadt in der Materialbereitstellung und Unterstützung sein Wort gehalten hat, wurde es zur Ehrensache, unser Wort auch zu halten. Das ist eigentlich alles!" Und tatsächlich, das ist wirklich alles. Kommunalpolitik ist vor allem auch Menschenführung und Suchen nach neuen, unserer sozialistischen Gesellschaft entsprechenden Wegen. Wenn einst der Engländer Nugent in seinem 1781 in deutsch erschienenen Buch „Reisen durch Deutschland und vorzüglich durch Mecklenburg" noch schreiben konnte, daß man dort keinen Menschen mit normaler Haltung trifft, sondern nur „gesenkte Blicke und angelegte Hände", dann würde er sich heute entscheidend revidieren. Die Residenz damaliger Großherzöge ist jetzt Residenz der neuen Wege in der Kommunalpolitik geworden, und nichts könnte besser am Schluß unseres Berichtes stehen als die Worte des Stadtarchivars Schmieder: „Ludwigslust ist schwer zu beschreiben, aber leicht zu erleben!"

Noch 1966 werden 208 Neubauwohnungen schlüssel- und 240 rohbaufertig.
Sämtliche Fußwege und Erdarbeiten für die Straßenbeleuchtung sind „selbstverständlich" NAW-Arbeiten.

Wo die neuen Spielplätze noch nicht ausreichen, bietet der Schloßpark genügend Platz. Bald jedoch nur noch zu Spaziergängen, denn Sport- und Spielstätten entstehen in allen Wohnbezirken.

Reicht das Material für heute?
Seine Bereitstellung ist Sache des Rates der Stadt, und dort hat man nicht erst einmal zuwenig disponiert, weil es zu viele Helfer waren.

Wäre es möglich gewesen, bei den 8. Arbeiterfestspielen im Bezirk Potsdam jedes Chorkonzert zu besuchen, eine ganze 45-Stunden-Woche hätte dazu nicht ausgereicht. Die besten Laienchöre unserer Republik belegten im offiziellen Programm 22 Veranstaltungen. Rechnet man die vielen Auftritte hinzu, bei denen Chöre als Teil eines Ensembles mitwirkten, so dürften die Sänger die zahlenmäßig stärkste Fachschaft bei dieser Volkskunst-Olympiade gewesen sein.

POTSDAMER LIEDERFEST

Mit Zahlen allein läßt sich bei solch einem Ereignis nichts beweisen, bestenfalls der Aufschwung, den das Singen ganz allgemein in unserem Land genommen hat. Aber auch das bedeutet Jahre harter, geduldiger Arbeit, und es mag für viele Komponisten, Chorleiter und ehrenamtliche Kulturfunktionäre wohl der schönste Lohn sein, daß Tausende Freude am Singen gefunden haben.

Sprach man vor Jahren von wenigen Spitzenchören in der DDR – allen voran der Oberschulchor Wernigerode – so muß spätestens seit Potsdam registriert werden: Das Niveau ist enorm gestiegen. Die Zahl der ausgezeichneten Sängervereinigungen hat sich vergrößert. Und manches dieser Ensembles mußte einen schwierigeren Weg gehen als jene, die einst als Beispiel-Chöre gefördert wurden. Für uns war der Chor des Kreiskulturhauses Hildburghausen (Bezirk Suhl) die größte Überraschung. Unter der Leitung von Helmut Kirchner, der gleichzeitig Chef des Kreiskulturhauses ist, und Volker Koch haben sich die 76 Mitglieder eigens für die Arbeiterfestspiele ein Programm erarbeitet. Das klingt nicht neu und schon gar nicht überwältigend, selbst, wenn man hört, daß das ständige Repertoire 200 Titel umfaßt. Der Chor wurde verdientermaßen mit dem Staatspreis für künstlerisches Volksschaffen erster Klasse ausgezeichnet und erhielt außerdem die Silbermedaille der Festspiele. „Der Chor bestimmt die Spitzenleistungen im gesamten chorischen Schaffen", heißt es in der offiziellen Begründung. Anerkennung und Würdigung für das künstlerische Schaffen des Ensembles in den letzen beiden Jahren, denn bei den Festspielen 1964 in Gera gingen die Kulturhaus-Sänger noch leer aus. Wir sprechen deshalb mit soviel Respekt von diesem Chor, weil sich hinter den Leistungen auf der Bühne Mühen und Anstrengungen verbergen, die manches andere Ensemble schon zur Kapitulation gezwungen haben. Und dafür gibt es weder Medaillen noch Urkunden.

Vor sieben Jahren schlossen sich die Volkschöre aus den Dörfern Heßberg und Wallraps zu diesem Klangkörper zusammen. Seit 1959 nun schon kommen Bäuerinnen und Bauern im Kreiskulturhaus zu Proben zusammen, fahren zu Konzerten und Sängertreffen. Wer eine Ahnung hat, wann in den Dörfern früh die Wecker klingeln und wie anstrengend die Arbeit in der Landwirtschaft mitunter noch ist, wird ermessen können, wieviel Energie dem einzelnen abverlangt wurde und welcher Geist in dieser Truppe herrscht. Der Chor hat keinen Trägerbetrieb und ist finanziell nahezu völlig auf sich allein angewiesen. Nun, da die Spitzenstellung der Hildburghäuser durch die hohen Auszeichnungen in Potsdam bestätigt wurde, hoffen wir, die zuständigen Stellen im Bezirk sorgen dafür, daß das Mitwirken in einem so verdienstvollen Chor als gesellschaftliche Arbeit anerkannt wird und daß die Arbeiterfestspiele nicht als Privatvergnügen angesehen werden.

Bildbericht von Günter Junggebauer

Und wie die Alten sungen, so zwitschern schon die Jungen . . . Frisch und fröhlich: Der Pionierchor des Ernst-Moritz-Arndt-Ensembles der IG Eisenbahn Berlin bei der Eröffnung der Festspiele in Potsdam.

Aufgerückt zu den Besten: der Chor des Kreiskulturhauses Hildburghausen. Der größte Teil der Sängerinnen und Sänger kommt aus landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften. Jährlich werden etwa dreißig Konzerte gegeben. Besonderes Kennzeichen: Erfolgreiche Zusammenarbeit mit dem Staatlichen Sinfonieorchester Suhl.

Chef des Kreiskulturhauses und erster künstlerischer Leiter des Chores: Helmut Kirchner.

Gemeinsames Konzert: der FDGB-Chor und der Oberschulchor Löbau. Gute Unterstützung durch Gewerkschaft und Schulleitung sowie rationelle Organisation ließen die beiden Chöre zu beachtlichen Klangkörpern werden. Besondere Anerkennung fand die Kantate „Lied meiner Heimat" (Altmann/Sommer), ein Auftragswerk des FDGB. Der Schulchor besteht seit 1951, der Chor der Gewerkschafter ging 1957 aus dem Volkschor hervor.

Eng verbunden mit dem künstlerischen Laienschaffen: Nationalpreisträger Paul Dessau dirigiert sein Melodram „Lilo Herrmann" in der Einstudierung des Schweriner Kammerchores. Sprecherin: Nationalpreisträgerin Mathilde Danegger.

SCHNATTERINCHEN AUS DEM 3. STOCK

SEDD

Quaken und Quackeln ohne Unterlaß. Ein einziges Gewimmel: Ente neben Ente, Enten über Enten. Dies kennzeichnet das größte Entenreich der Republik, das sich seit Mitte April in Seddin, einem Dorf nahe Potsdam, befindet. Seither summen in diesem Betriebsteil des VEB Binnenfischerei Potsdam moderne Brutapparate, und wenn im Herbst die erste Saison endet, erscheint unter dem Schlußstrich diese Entenzahl: 600 000. Schon im nächsten Jahr wird die Schlupfzahl siebenstellig sein; soviel Kücken picken sich nämlich in Seddin durch die Eischale den Weg ins kurze Entenleben. Es zählt nur acht Wochen; dann wandert jeder der zarten Vögel bratfertig in einen Folienbeutel und weiter auf den Ladentisch oder, beispielsweise, ins Berliner „Lindencorso", wo Sie ihn auf „orientalisch" genießen können (siehe Titelfoto).

Wahrhaftig, in Seddin purzeln Serienenten vom laufenden Band. Nahezu alles ist in diesem modernen Entenkombinat mechanisiert. Hier ein kleiner Überblick: Auf dem Verlesetisch in der ersten Etage des Bruthauses werden die Eier geordnet und in Horden gelegt. Der Aufstieg der Horden in den dritten Stock, wo die Brutapparate stehen, geschieht per Fahrstuhl.

Nach vierwöchiger Brutzeit schlüpfen zartgelbliche Flaumknäuel. In großen Boxen beginnt nun das Entenleben. Ständig fließt Wasser in die Tränke aus Kunststoff, ständig rutscht Futter nach über ein Rohrleitungssystem, von einem der sechs Silos herangeführt. Ein moderner Selbstbedienungsladen für die Enten, stets geöffnet und stets ein ganzes Angebot führend; denn die industriell gefertigten Pellets vereinen Eiweiß, Mineralstoffe und Vitamine in konzentrierter Form.

Eine Woche später geht's mit dem Fahrstuhl eine Etage tiefer, und nach einer weiteren Woche beginnt für die Kücken in der ersten Etage ihr letztes Seddiner Drittel. Sie bekommen Auslauf. Eine äußerst wichtige Angelegenheit: Die Wasservögel lernen erst hier – schwimmen. Wenn sie sich zum ersten Mal in die einen Meter breite Wasserrinne wagen, verhalten sie sich nämlich wie bleierne Enten . . .

Ganze drei Wochen bleiben die Kücken im Seddiner Kombinat. Dann beginnt bei einem Gewicht von durchschnittlich 600 bis 700 Gramm der „Gänse"marsch per Spezialhänger in die Mastbetriebe, beispielsweise nach Blankensee. Dort bevölkern sie für etwa fünf Wochen den Grössinsee. Jetzt sind die zwei bis drei Kilo schweren „Industrie-Vögel" bereits schlachtreif. Die „Manufaktur-Ente" braucht hingegen fünf, sechs Monate Futter. Dieser kleine Einblick in das Seddiner Kombinat offenbart auch Zweiflern: Unsere Landwirtschaft überschreitet die Schwelle zu einem neuen Zeitalter: Industriemäßige Produktion – hier wird's anschaulich wahr. Im Interesse der Erzeuger und der Verbraucher. Vergleichen läßt sich dieser Wandel, den die Genossenschaften und Volksgüter schrittweise vollziehen, vielleicht mit dem Weg des Kombinatsleiters Heinz Beuster. Der gelernte Landwirt mit den Leidenschaften Geflügel und Obst war nach dem zweiten Weltkrieg froh, daß er wenigstens einen Brutapparat besaß. Kapazität: 100 Eier. Fast fühlte er sich als „Groß"unternehmer beim Kleinvieh . . . Nun leitet Heinz Beuster das moderne Kombinat, zu dem ein Bruthaus mit 30 Apparaten für je 9500 Eier gehört. Die Anlage wurde innerhalb von zwei Jahren mit einem Aufwand von etwa zwölf Millionen Mark erbaut. Ihr jährlicher Nutzen: 1500 bis 2500 Tonnen Fleisch mehr. Ein Plus, das sicher spürbar wird im Geflügelangebot. Ende Mai liefen bereits die ersten Bratvögel, deren Wiege in Seddin stand, andernorts vom Band . . .

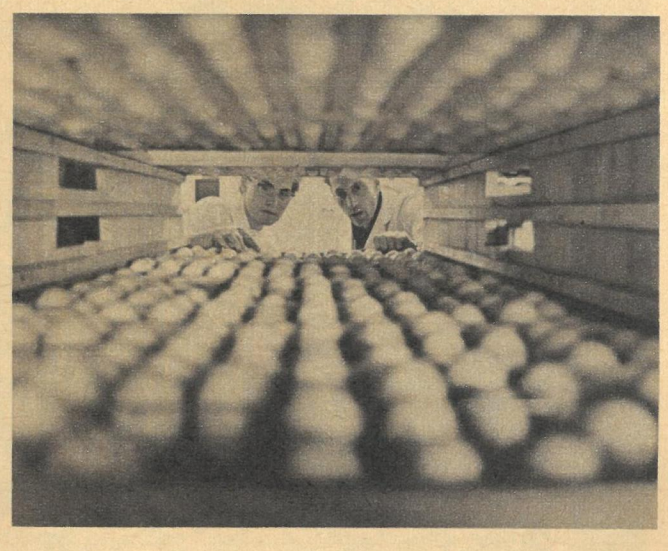
INER SERIENENTEN

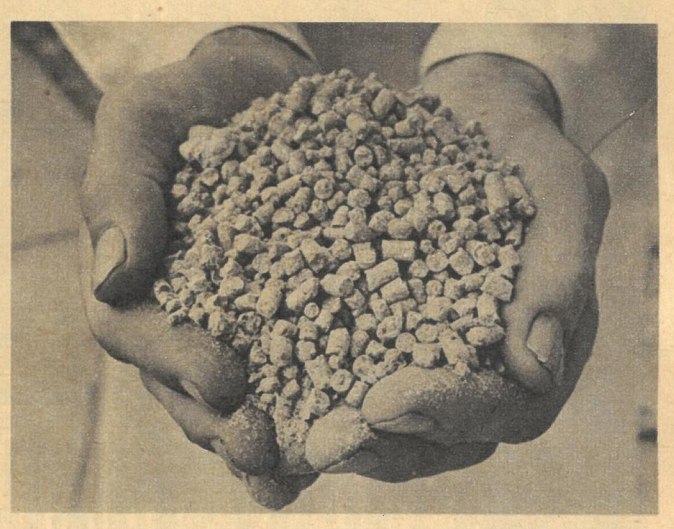
Eins wird mit diesen Tatsachen aber auch sichtbar: Der Übergang unserer Genossenschaften und Volksgüter zu industrieartigem Produzieren kostet eine schöne Stange Geld. Ein neuer Arbeitsplatz verlangt große Investitionen, in der Landwirtschaft nicht minder als in der Industrie. Unsere Dörfer bleiben keine Enklaven der Manufaktur, der Rückständigkeit: Künftig erzeugt in Seddin jede Arbeitskraft jährlich Werte von 163 000 Mark brutto! Gegenwärtig liegt das Mittel in der Landwirtschaft bei gut 15 000 Mark. Ein anderer Vergleich: Unsere Chemie, die auf diesem Gebiet in der Industrie an erster Stelle steht, kommt zur Zeit nur auf etwas mehr als die Hälfte.

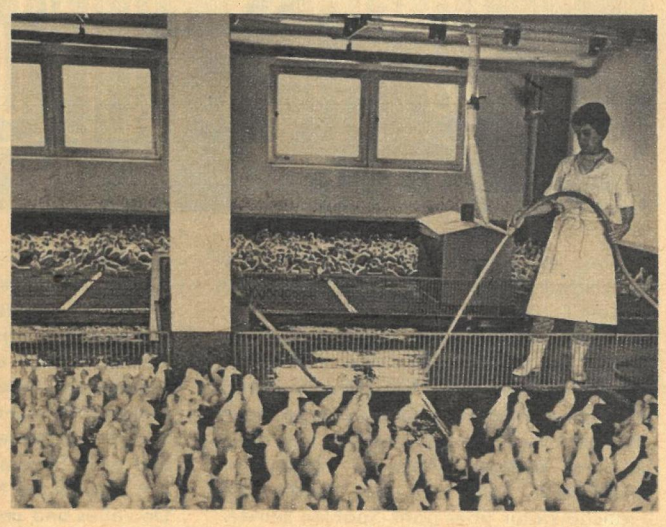
Schnatter-Seddin kündet in vielfacher Hinsicht vom Aufbruch unserer Landwirtschaft. Allein das Summen der Brutapparate erinnert an die Geräuschkulisse manches Industriebetriebes. Mehr noch. Hier wie dort: Gearbeitet wird nur im weißen Kittel. Hier wie dort Schichtbetrieb. Hier wie dort Serienproduktion . . .

Bert Krochau

Fotos H. Raddatz







Heinz Beuster (ganz oben, rechts), „Entenchef" von Seddin, vor einem Brutapparat, in dem das 56-Tage-Leben des Federviehs beginnt. „Pellets" nennt man das individuell gefertigte Konzentrat von Eiweiß, Mineralstoffen und Vitaminen (Mitte). Eine Ente veredelt etwa drei Kilo Futter zu einem Kilo Fleisch (Hausschwein: fünf bis sechs Kilo Futter = ein Kilo Fleisch). Der „Fußboden" der Boxen besteht aus Rosten, die sich leicht reinigen lassen. Ventilatoren sorgen für warme Frischluft. An den Futterautomaten betreiben die Tiere „Selbstbedienung".

**Das Leben dieses Mannes ist nicht mit gewohnten Maßstäben zu messen.
Er wurde von francospanischen Militärtribunalen einmal zum Tode verurteilt und zweimal zu je dreißig Jahren Kerker.
Dreiundzwanzig Jahre Haft vermochten den Kommunisten Antonio Gil, der 1936 ohne Zögern die Violine des Konzertvirtuosen mit dem Gewehr vertauscht und die spanische Republik verteidigt hatte, nicht zu brechen.
Ihn nicht und ebensowenig seine Genossen. Sie wußten das Volk Spaniens an ihrer Seite.**

„Manolete" brach uns nicht

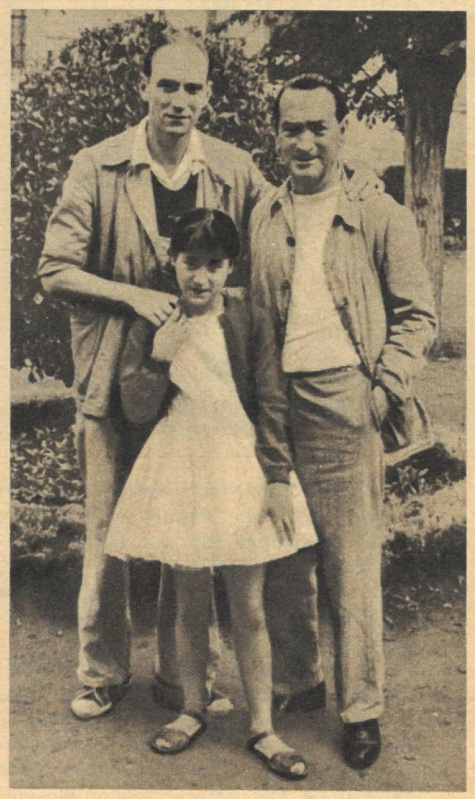
Ich beginne wohl am besten mit meiner Geschichte an jenem Julitag vor genau dreißig Jahren, als sich faschistische Generale in meinem Heimatland Spanien gegen die Republik und ihre Volksfrontregierung erhoben. Mit Unterstützung Hitlers und Mussolinis überfielen sie unser Volk und zwangen es in einen fast dreijährigen blutigen Krieg, an dessen unglücklichem Ende sich die Nacht der Francodiktatur über ganz Spanien senkte.
Damals also, im Juli 1936, meldete ich mich wie viele Tausende meiner Landsleute freiwillig zur Miliz. Ein ganzes Volk gegen eine Handvoll abtrünniger faschistischer Generale – es schien nur eine Frage von wenigen Wochen zu sein. Aber wir rechneten nicht mit der massiven Hilfe des faschistischen Deutschlands und Italiens für Franco, nicht mit dem Verrat der westlichen Demokratien an der spanischen Republik, an ihrer rechtmäßig gewählten Regierung.

Die Nachricht von der faschistischen Rebellion hatte mich in Barcelona überrascht. Dort hielt ich mich auf, um einen Kinderchor zu dirigieren. Ich war damals vierzig Jahre alt und Musikdozent am Konservatorium meiner nordspanischen Heimatstadt Santander. Auf Konzertreisen als Violinsolist hatte ich Frankreich besucht und auch Südamerika. Schwer auszudrükken, wieviel die Musik für mich bedeutete. Das alles und ungleich mehr war jetzt bedroht. Es konnte kein Zögern geben.
Im zweiten Kriegsjahr wurde ich als Hauptmann der spanischen Volksarmee bei den Abwehrkämpfen in Asturien verwundet und kam in ein Lazarett. Dort fiel ich im Sommer 1937 den Francotruppen in die Hände.
Sie sperrten mich in ein Konzentrationslager in der Provinz León. Hier wüteten täglich die Erschießungskommandos. Es gelang mir eine Zeitlang, geheimzuhalten, daß ich Offizier der Volksarmee war. Dann überführte man mich in das alte Gefängnis von San Marcos. Am 21. April 1938 stellten mich die Faschisten dort vor ein Kriegsgericht.
Ich wurde wie viele andere im Schnellverfahren zum Tode verurteilt. Erstens, weil ich Offizier der Republik war. Und zweitens, weil ich die Ermordung des großen Dichters García Lorca und die meines Freundes, des Chordirigenten von Burgos Antonio José, in einem früheren Presseartikel angeprangert hatte. Weil ich darin den Faschismus auch als barbarischen Feind aller Intellektuellen und Künstler beim Namen nannte.
Zwei Monate saß ich in einer der Todeszellen von San Marcos und wartete auf das Ende. Zwei Monate, während denen jede Nacht sechs oder sieben meiner Genossen von den Francofaschisten zur Exekution abgeholt wurden. Bis man mir mitteilte, ich sei „begnadigt" worden. Zu dreißig Jahren Kerker!

Das Gefängnis von Santoña in der Provinz Santander, wohin man mich brachte, war eigentlich nur für 300 Häftlinge bestimmt. Jetzt aber vegetierten dort 8000! Wir schliefen auf Zementfußböden. Jeder hatte nur sechzig Zentimeter Platz für sich. Das entsprach genau drei Fliesen an der Wand. Es gab Zeiten, wo täglich acht bis zehn Häftlinge starben. Von 1939 bis 1942 sind in Santoña grob geschätzt 1500 Menschen allein an Hunger zugrunde gegangen. Auf den Totenscheinen stand: Vitaminmangel.
Nach fast vier Jahren in Santoña wurde ich auf Grund einer Überprüfung der Urteile aus der Zeit des Bürgerkrieges freigelassen. Es gelang mir bald, neue Verbindung zur illegal arbeitenden Partei zu bekommen. Bereits in den Gefängnissen hatten wir begonnen, die zerrissenen Fäden wieder zu knüpfen. Nun wurde ich von den Genossen beauftragt, die illegale Organisation in der Provinz Santander zu

Kinderaugen, die den Faschismus noch nicht kannten: Die Aufnahme dieses Chores entstand 1935. Bereits ein Jahr später verteidigte der damalige Musikpädagoge Antonio Gil (×) die spanische Republik im revolutionären Krieg gegen die Horden des Generals Franco.

Hölle der Mißhandlungen und des Hungers: Die faschistische Haftanstalt von Santoña, wo Antonio Gil mehrere Jahre eingekerkert war.

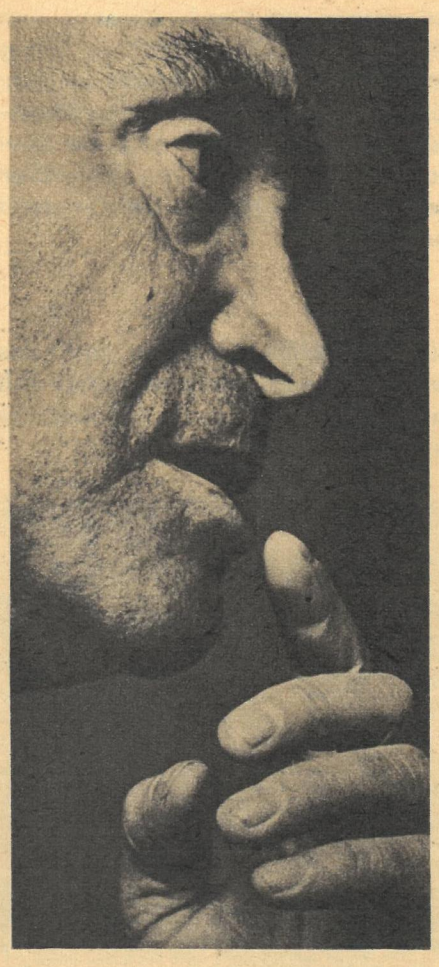


Fingiertes „Familienfoto" hinter Zuchthausmauern: Antonio Gil (rechts) mit seinem Leidens- und Kampfgefährten, dem spanischen Dichter Marcos Ana, im Hofe des berüchtigten Zentralgefängnisses von Burgos. Da die Gefangenen nur zusammen mit nahen Angehörigen während der Besuchszeit fotografiert werden durften, verhalf das Kind eines Kameraden zu dieser Aufnahme.

Denkwürdiger Protestmarsch gegen die Unmenschlichkeit: „Wir wollen unsere Väter sehen! Amnestie!" stand auf dem Transparent, das die Kinder und Frauen politischer Gefangener am 29. September 1964 durch die Straßen von Burgos trugen. Die Gefängnisbehörden hatten plötzlich die Besuchserlaubnis verweigert, die den Kindern ohnehin nur zweimal im Jahr zugestanden wird.

Das spanische Volk setzt sich heute immer entschlossener mit Kampfaktionen gegen das Diktaturregime zur Wehr. Auch Francos Zivilgarde (Bild links), die nach wie vor das Bild jeder spanischen Stadt prägt, wird das Rad der Geschichte nicht mehr lange aufhalten können.

Aufgezeichnet von Herbert A. Rudolf
Fotos: Paul Friedemann (4), Archiv, privat.



„Manolete" brach uns nicht

Fortsetzung von Seite 10

leiten. Gegen Ende des Jahres 1942 ging ich mit der gleichen geheimen Mission nach León. Die Arbeit war sehr schwierig, denn das Francoregime stand damals immer noch im Rausch des Sieges von 1939 über die Republik. Von anderen Ländern konnte zu einer Zeit, da Hitler halb Europa besetzt hatte, wenig Hilfe kommen. Trotzdem begannen wir schon damals, den Gedanken des Zusammengehens der Francogegner aller politischen Richtungen in die Tat umzusetzen. Als unsere illegale Organisation in Asturien und León Anfang 1945 teilweise aufgedeckt wurde, war ihr plötzlich sichtbares Ausmaß, ihre politische Breite, eine böse Überraschung für die Faschisten.

Schon vorher wurde ich zweimal für kurze Zeit festgenommen. Das war Routine, denn die Polizei kannte meine Vergangenheit. Um keinen Verdacht zu erregen, lebte ich unter meinem richtigen Namen in León und verdiente mir als Konzertgeiger in einem vornehmen Café meinen Lebensunterhalt. Erst die scheinbar geringfügige Unaufmerksamkeit eines sonst sehr zuverlässigen Genossen brachte dann im Januar 1945 den Stein ins Rollen: Man fand bei ihm während einer zufälligen Festnahme eine schriftliche Nachricht an einen Verbindungsmann. Und dieser wurde unter den Schlägen und Folterungen der Polizei weich. Er verriet alle Namen, die er wußte. Die Folge waren Massenverhaftungen und einige Monate später auch Massenprozesse. Das faschistische Regime war nervös geworden. Ein Exempel des Terrors sollte statuiert werden. Der Prozeß, in dem ich mit einundfünfzig anderen Genossen erneut vor einem Militärtribunal stand, fand am 25. Mai 1945 in Oviedo statt. Ich sehe die Militärrichter noch heute vor mir – einen Oberst und vier Hauptleute. Einer von ihnen, der sich an der Seite der deutschen Faschisten in der „Blauen Division" am Überfall auf die Sowjetunion beteiligt hatte, trug das Eiserne Kreuz an der Brust. Und das runde zwei Wochen nach der bedingungslosen Kapitulation der Hitlerfaschisten.

Der Staatsanwalt verlangte für dreißig der Angeklagten, darunter auch für mich, die Todesstrafe. Alles war wieder gut einstudiert. Und doch herrschte jetzt eine andere Situation als vor acht Jahren. Ein Riesenaufgebot von Polizei, das die Zufahrtstraßen vom Gefängnis zum Gerichtsgebäude absperrte, konnte der schweigenden Menschenmenge kaum Herr werden. Als ich bei meiner Vernehmung das Gericht beschuldigte, eine von mir abgegebene schriftliche Erklärung willkürlich geändert zu haben, und seine Kompetenz anfocht, wurde ich trotz aller Drohungen des Vorsitzenden von meinem Offizialverteidiger mutig unterstützt. Das kostete ihn anschließend selbst drei Monate Gefängnis und ein Jahr Berufsverbot.

Trotzdem wagte man nicht mehr, uns alle zum Tode zu verurteilen. Mit fünfzehn anderen Genossen erhielt ich wegen „Vorbereitung zum bewaffneten Aufstand" dreißig Jahre Freiheitsentzug. Zum zweiten Male also . . .

Geburtstagsglückwunsch der Gefangenen von Burgos für den Genossen, der das Lied ihrer Zuversicht komponierte: „Für Gil, für sein 65jähriges Leben voller Treue, für sein ‚Lied von der Hoffnung', für sein großes Herz, das der unterdrückten Musik gehört." – Genosse Gil lebt heute in unserer Republik. Doch mancher, der dieses Blatt unterschrieb, ist noch immer nicht freigekämpft.

In den Gefängnissen Francospaniens begann damals unter dem starken Eindruck des Sieges der Antihitlerkoalition eine neue, höhere Etappe des Kampfes gegen die Unterdrücker und Kerkermeister. Geführt von der Kommunistischen Partei, die trotz des Terrors auch hinter den Zuchthausmauern ihre Reihen gefestigt hatte, lehnten sich die politischen Häftlinge immer häufiger gegen die brutale Behandlung und die schlechten Lebensbedingungen auf. Eines der ersten Ziele dieser Bewegung war es, wenigstens ein Minimum an gesundheitlicher und sozialer Fürsorge für die Gefangenen zu erzwingen. Ähnlich wie die SS-Ärzte in den deutschen Konzentrationslagern sahen ja auch die Gefängnisärzte Francospaniens ihre Aufgabe keineswegs im Helfen und Heilen! Ich werde für ewig den Hauptarzt des Zuchthauses von Burgos in Erinnerung behalten, den typischen Vertreter dieser besonderen Spezies faschistischer Schlächter: Wir nannten ihn nur „Manolete", denn er brachte mehr Menschen um, als der berühmte Torero gleichen Namens Stiere gefällt hat.

Das andere Hauptproblem, um das es bei unseren Kampfaktionen ging, war das Essen. Zum Frühstück eine Handvoll vermoderter Feigen, mittags eine Suppe aus stinkenden Futterrüben. Im Zuchthaus von Santoña, wohin man mich von Oviedo erneut gebracht hatte, traten wir schließlich in einen dreitägigen Hungerstreik. Für eine gewisse Zeit erreichten wir damit eine Verbesserung der Verpflegung. Es gelang uns auch, durchzusetzen, daß man uns an Stelle von Aspirin – bis dahin Universalheilmittel von der Darmerkrankung bis zur Lungenentzündung – wenigstens die Medikamente aushändigte, die auswärtige Ärzte den Haftanstalten überlassen hatten.

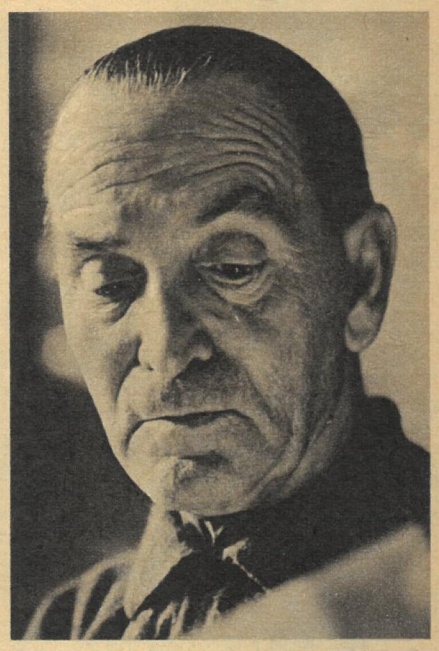
Als die Faschisten wegen eines Ausbruchsversuches mehrerer Kameraden aus Santoña – drei wurden dabei erschossen – eine förmliche Menschenjagd veranstalteten, organisierten wir im Gefängnis einen Proteststreik. Die Antwort war im November 1947 die Verlegung einer Anzahl von Häftlingen, darunter auch ich, in das Zentralgefängnis von Burgos.

Burgos gilt seit je als das berüchtigtste Zuchthaus der Francodiktatur. Die Aufsicht war hier strenger als in allen Gefängnissen, die ich kennengelernt habe; die Verpflegung außerordentlich schlecht. Geprügelt wurde bei den geringsten Anlässen. Oft zwangen die Wachmannschaften einzelne mißliebige Gefangene, die steinernen Fußböden zu scheuern. Jeder vorübergehende Aufseher machte sich dann ein Vergnügen daraus, den betreffenden Häftling mit den Stiefeln auf die Finger zu treten.

Von den zweieinhalbtausend politischen Gefangenen in Burgos waren damals zweitausend Kommunisten. Franco glaubte, hier seine gefährlichsten Gegner besser isolieren zu können, nachdem ihre Dezentralisierung in Dutzenden von Gefängnissen zur Bildung von immer mehr Widerstandszentren unter den Häftlingen geführt hatte. Aber auch die neue Maßnahme wurde zum Bumerang für das Regime. Ich war fast sechzehn Jahre Gefangener in Burgos. Und mit Stolz kann ich daher sagen: Wenn das Ende der faschistischen Diktatur in Spanien heute immer näher rückt, dann hat auch das Parteikollektiv aus Burgos seinen Anteil daran!

Gerade durch die letzten Jahre, die ich dort verbrachte, zog sich eine einzige Kette von Kampfaktionen der Häftlinge – um menschenwürdigere Behandlung und besseres Essen, um warme Winterkleidung und dringend notwendige Medikamente. Jedes noch so kleine Zugeständnis, das wir dem Zuchthausregime abtrotzten, kostete unsägliche Anstrengungen und Opfer. Aber gleichzeitig stärkte es unseren Widerstandswillen, die Zuversicht auf den endgültigen Sieg unseres Volkes.

Die Unterstützung von außen wurde für uns in dieser Periode zu einem nicht mehr wegzudenkenden Faktor. Ich schmälere nichts, wenn ich sage, daß den Hauptanteil daran unsere Frauen trugen. Der Gedanke an ihr Heldentum gab uns in mancher schweren Stunde die Kraft zum Durchhalten. Was diese spanischen Frauen auch heute noch mutig und standhaft auf sich nehmen, das tun sie nicht nur für den eigenen Mann, den Sohn oder Bruder. Sie waren und sind die wichtigste – oft auch die einzige – Verbindung der politischen Häftlinge zur Außenwelt, und mit Ihrer Hilfe durchbrachen wir die über uns verhängte Isolierung. Sie sind es, die über unsere Partei immer wieder die internationale Öffentlichkeit alarmieren, sobald es wieder einmal durch die Verweigerung der spärlichen Besuchserlaubnis zur Gewißheit wird: Im Gefängnis läuft ein Streik, eine Kampfaktion . . .



Was die internationale Solidarität vermag, zeigt der bekannte Fall Julian Grimau. Das mag sonderbar klingen, denn seine Ermordung konnte letztlich nicht verhindert werden. Aber gerade die internationale Kampagne zu seiner Rettung hat die Mauer des Schweigens der herrschenden Kreise vieler Länder durchbrochen. Sie hat unzählige Menschen in allen Erdteilen erfaßt und selbst solche Kreise zu aktiven Protesten bewegt, die bis dahin vor den Vorgängen in Spanien die Augen verschlossen. Die Francodiktatur erlitt mit Grimaus Hinrichtung vor der Welt eine ihrer schwersten moralischen Niederlagen.

Für die politischen Häftlinge in Spaniens Kerkern, zu denen ich dreiundzwanzig Jahre gehörte, bedeutet die internationale Solidarität einen Teil ihres Lebens. Bevor ich 1963 todkrank aus Burgos freikam und das Land verlassen durfte, erhielt ich von unbekannten Menschen im Ausland zwei Anzüge. Der eine kam aus Los Angeles in den USA, der andere aus Halle. Ich besitze sie heute noch, und wenn ich den Schrank öffne und ihren längst verschlissenen Stoff berühre, überfällt mich mit der Erinnerung ein Gefühl, das sich schwer in Worte fassen läßt. Vielleicht sage ich nur: Sie haben mir damals viel Wärme gegeben.

5

In der Praxis ist es oft schwer, nur an Hand der körperlichen Symptome eines Toten mit Sicherheit zu sagen, ob Unfall, Selbstmord oder Mord vorliegt. Vor einigen Jahren erhielt die bayrische Landpolizei per Fernschreiben die Nachricht, daß eine fünfundsiebzigjährige Frau mit durchschnittener Kehle in ihrer Wohnung aufgefunden worden sei.

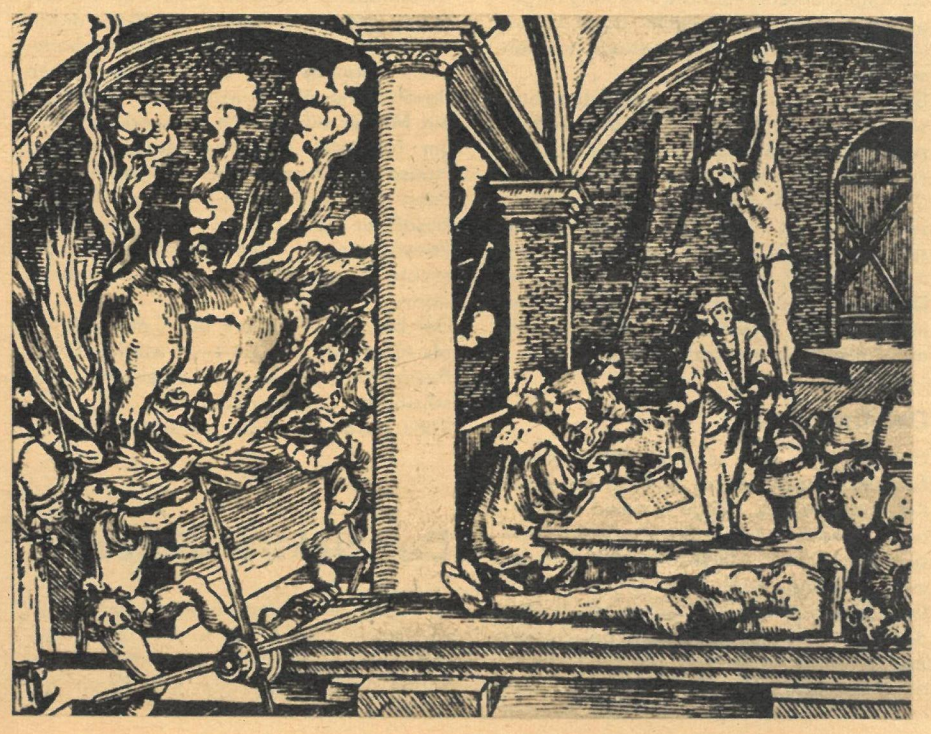
Die Kriminalpolizei entdeckte bei ihrer Tatortuntersuchung zweierlei, was den Tod der alten Frau sehr verdächtig und die Aussagen ihres Sohnes und seiner Frau als unglaubwürdig erscheinen ließ.
Sohn und Schwiegertochter hatten folgendes erklärt:
„Wir lagen schon zu Bett, waren aber noch nicht eingeschlafen. Plötzlich hörten wir Schritte auf unser Schlafzimmer zukommen. Wir machten Licht. Da ging auch schon die Tür auf. Die Mutter stand im Nachthemd auf der Schwelle. Sie lief mit erhobenen Armen durch den Raum. Am Fußende unserer Betten fiel sie nieder.
Sie sagte nichts. Wir hörten nur ein unverständliches Lallen. Wir wollten ihr helfen, wieder aufzustehen.
Und da sahen wir die furchtbare Wunde am Hals."
Die Meldung der Landpolizei stimmte: Bei der alten Frau war die Kehle durchschnitten.
Aber bald wurde die Kriminalpolizei gegenüber den Aussagen der Eheleute mißtrauisch. Sie entdeckte nämlich im Schlafzimmer der Greisin eine große Blutlache. Das bedeutete: Die Wunde mußte ihr hier beigebracht worden sein. Aufgefunden wurde die Tote aber im Schlafzimmer der Eheleute. Um dieses zu erreichen, hätte die alte Frau in ihrem schwerverletzten Zustand erst ihr eigenes Zimmer durchqueren und dann durch das sich anschließende Wohnzimmer gehen, die Tür zum Flur öffnen und den Flur durchschreiten müssen, ehe sie von dort ins Schlafzimmer ihrer Kinder hätte gelangen können. Und auch dieses wäre noch von einem bis fast zum andern Ende zu durchqueren gewesen.
Mit einer solchen Halswunde?

Mord oder Selbstmord?

Das erschien der Kriminalpolizei völlig unglaubhaft. Dazu kam ein zweiter merkwürdiger Umstand. Neben der Blutlache im Schlafzimmer der Toten lag eine Schere. Eine ganz gewöhnliche, nicht mehr scharfe, siebzehn Zentimeter lange Schere. Die Eheleute behaupteten, ihre Mutter müßte sich mit dieser Schere die tödliche Wunde beigebracht haben. Auch das war nicht vorstellbar.
Dazu kam ein Weiteres: Auf dem langen Weg zwischen dem Zimmer der Greisin und dem Schlafzimmer der Eheleute wurden nur einige wenige Blutstropfen gefunden. Fest stand aber doch – nach der Spur im Schlafzimmer der Toten zu urteilen –, daß die Wunde sehr stark geblutet hatte. Hätte die alte Frau den Weg von ihrem Zimmer zu dem ihrer Kinder also selber zurückgelegt, hätte sie unterwegs viel mehr Blut verlieren müssen.
Aus allen diesen Umständen schloß die Kriminalpolizei, daß die Eheleute die alte Frau in ihrem Zimmer tödlich verletzt und die Sterbende dann in ihr Schlafzimmer gebracht hatten, um einen Selbstmord vorzutäuschen.
Das Ehepaar wurde wegen Mordverdachts verhaftet.
Die gerichtsmedizinische Obduktion aber ergab eindeutig den Beweis, daß sich die alte Frau die tödliche Verletzung selbst beigebracht hatte:
Zwei Wundwinkel an der linken Halsseite und einige Einstichverletzungen deuteten darauf hin, daß die Selbstmörderin die Schere mehrmals angesetzt hatte. Diese Verletzungen hatten aber nicht die Halsschlagadern, sondern die Luftröhre durchtrennt. Der Tod war also wahrscheinlich durch Erstickung eingetreten.
Ferner fand sich am linken Handgelenk eine oberflächliche Schnittwunde – der

erste untaugliche Versuch zu einem Schlagaderschnitt.
Die unterschiedliche Tiefe der Schnittwunde vom Rand zur Mitte hin ließ die Schlußfolgerung zu, daß tatsächlich die Schere als Tatwerkzeug benutzt worden war.
Daß die Schwerverletzte noch einen so weiten Weg zurücklegen konnte und dabei nur wenig Blut verlor, wurde also dadurch erklärt, daß die Halsarterien unverletzt geblieben waren.
Später stellte sich heraus, daß die Mutter an altersbedingten seelischen Depressionen gelitten und gegenüber ihrer Freundin angedeutet hatte, sie würde sich noch einmal etwas antun. Dabei hatte sie auf ihren Hals gezeigt.
Dieser Fall macht deutlich, wie Tatortuntersuchung und Sachverständigengutachten einander ergänzen müssen. Denn nicht immer gibt die Tatortuntersuchung allein schon darüber Aufschluß, ob Mord oder Selbstmord vorliegt. Umgekehrt ist diese Entscheidung nur durch die Obduktion auch nicht immer zu treffen.
Bedeutet das nun, daß der Gerichtsmediziner für seine Entscheidung, ob es sich um Mord oder Selbstmord handelt, stets die näheren Tatumstände kennen muß? Natürlich nicht. Es gibt Fälle, bei denen diese Tatumstände völlig unbekannt sind und trotzdem ein sicheres Urteil grundsätzlich möglich ist. Denn gewisse Symptome am toten Menschen gestatten dem Gerichtsarzt bestimmte Schlußfolgerungen.
So schreibt Professor G. Hansen über den Tod durch Schnittverletzungen, daß bei einem Selbstmörder die Blutablaufspuren meist ungestört und gleichmäßig verlaufen. Bei einem Mord, der mit Abwehr, Kampf, Flucht einhergehe, sei dies aber nicht der Fall. Auch die Lage der Schnittwunde könne darüber Auskunft geben, ob Mord oder Selbstmord vorliege.
Ähnlich auftretende Regelmäßigkeiten sind bei allen gewaltsamen Todesarten entdeckt worden. Stellt man zum Beispiel Tod durch Erdrosseln fest, ließe sich zuerst ganz allgemein sagen, daß ein Mord vorliegt. Denn der Selbstmord durch Erdrosseln gehört zu den seltensten Arten des Freitodes. Nur 0,3 Prozent aller Selbstmörder wählen ihn. Ein Mord durch Erdrosseln vollzieht sich in der Regel viel rascher als ein Selbstmord. Beim Selbstmord durch Erdrosseln wird vor allem der Blutabfluß aus den Kopfvenen blockiert. Der Obduzent erkennt die Folgen dieser Stauung an einer Reihe von Veränderungen vor allem am Kopf und im Gesicht des Toten und selbst an Veränderungen in der Lunge.
Zuweilen kommt es vor, daß ein Mörder sein Opfer noch nachträglich erhängt, um einen Selbstmord vorzutäuschen. In der Regel wird der Gerichtsmediziner auch solche Fälle klären.

Und bist du nicht willig . . .:
Foltermethoden dieser Art dienten früher dazu, Geständnisse zu erpressen.
Die moderne Kriminalistik arbeitet Hand in Hand mit der Wissenschaft.



Das Mädchen Henriette

Vor allem gibt die „Strangmarke" Aufschluß, das heißt die Spur, die das Strangulationswerkzeug am Hals hinterläßt. Erleichtert wird die Diagnose, wenn es nicht entfernt worden ist. Aus der Art der Verknotung und der Lage des Knotens lassen sich Schlüsse ziehen. Es hat schon Fälle gegeben, bei denen die besondere Art, einen Knoten zu knüpfen, Hinweise auf den Beruf des Täters zu geben vermochte.
Es läßt sich also sagen: Die gerichtliche Medizin besitzt ein umfangreiches Wissen über solche Symptome, die ein sicheres Urteil zulassen, ob es sich bei einem gewaltsamen Tod um Selbstmord oder Mord handelt – vorausgesetzt, daß sie auf einer sorgfältigen Tatortuntersuchung aufbauen kann. Eine voreingenommene und oberflächliche Tatortuntersuchung erschwert auch dem Gerichtsmediziner ein sicheres Urteil.
Das bestätigt einer der sensationellsten Kriminalfälle, der sich vor bereits hundert Jahren ereignete. Im Jahre 1868 fand man im Walde nahe einem thüringischen Dorf die Leiche der siebzehnjährigen Henriette Wolf, Tochter eines Fuhrmanns, die man schon seit zwei Tagen vermißt hatte. Die Gerichtskommission, zu der auch der Amtsarzt gehörte, stellte fest, daß dem Mädchen der Hals durchschnitten worden war. Ein Mord schien es nicht zu sein. Man fand keine Spuren eines Kampfes. Im Gegenteil, die Tote lag friedlich da. Der rechte Arm ruhte auf der Brust. Die Hand hielt ein offenes Rasiermesser umklammert.
Der Körper der Toten wies auch keine Abwehrverletzungen auf, die entstehen, wenn sich das Opfer zum Beispiel gegen das Messer seines Mörders zur Wehr setzt.
Später stellte sich heraus, daß das Rasiermesser dem Vater des Mädchens gehörte. In einem Brief, den man in der Tasche der Toten fand, hatte Henriette geschrieben, sie erwarte ein Kind und wisse sich nicht anders zu helfen. Es gab also keine Beweise für einen Tod durch fremde Hand, aber ein verständliches Motiv für einen Selbstmord. Deshalb gaben Amtsarzt und Gericht die Tote zur Bestattung frei.
Die Staatsanwaltschaft war aber mit dieser Entscheidung nicht einverstanden. Sie stellte neue Untersuchungen an. Denn es gab einige verdächtige Anzeichen, die einen Selbstmord in Frage zu stellen vermochten. Deshalb veranlaßte die Staatsanwaltschaft wenige Tage später die Exhumierung.
Die gerichtliche Obduktion ergab, daß Henriette Wolf in ihrem hinterlassenen Brief die Wahrheit gesagt hatte. Sie war schwanger gewesen. Aber das bewies natürlich noch nicht, daß sie sich deshalb selber ums Leben gebracht haben mußte. Die Staatsanwaltschaft ging vielmehr einem anderen Gedankengang nach: Das Mädchen galt im Dorf als rechtschaffen und anständig. Es besaß keinen Freund, keinen Geliebten. Hatte ihm jemand Gewalt angetan und es Monate später ermordet, um seine Tat nicht offenbar werden zu lassen?
Zweierlei mußten also die weiteren Nachforschungen erbringen: 1. den Beweis, daß Henriette tatsächlich ermordet worden war, und 2. die Auffindung des Mannes, der sich ihrer durch diesen Mord entledigt hatte.
Die erste Aufgabe war eine Arbeit für den Gerichtsmediziner. Medizinalrat Dr. Bohlen aus Gotha führte die gerichtliche Obduktion der Toten durch. Er hielt einen Selbstmord für ausgeschlossen. Seine wichtigsten Beweise: die Tiefe der töd-

Fortsetzung Seite 14

Fortsetzung von Seite 13

lichen Verletzung und die Schnittrichtung. Ein Schnitt, der bis zur Wirbelsäule durchdrang, konnte nach Ansicht des Sachverständigen niemals von der Hand eines ängstlichen Mädchens wie Henriette stammen. Um sich eine solche Wunde beizubringen, braucht es nicht nur viel Energie, sondern eine wilde Entschlossenheit. Nichts im Verhalten der Henriette hatte aber darauf hingedeutet, daß sie sich mit solch düsteren Gedanken trug. Im Gegenteil, sie war auch an dem Tage, an dem sie den Tod gefunden hatte, fröhlich wie immer gewesen.

Auch die Schnittrichtung, mit der das Messer geführt worden war, verwies nach Bohlens Meinung eindeutig auf einen Mord.

Mit Chloroform betäubt?

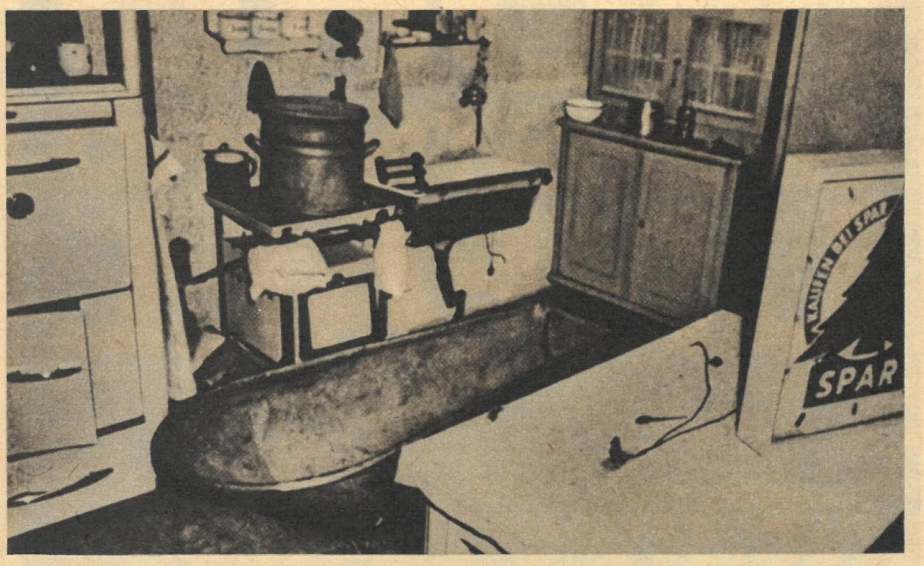
Wie die Staatsanwaltschaft war auch Dr. Bohlen der Meinung, das bei der Toten gefundene Messer könne niemals eine so tiefe Wunde verursacht haben. Dazu war es viel zu stumpf und schartig. So faßte das Gutachten alle materiellen und psychologischen Beweise in den entscheidenden Satz zusammen: „Henriette Wolf kann sich die tödliche Wunde mit dem bei ihr gefundenen Messer nicht beigebracht haben."

Auf diesem Gutachten fußend, konnte dann die Staatsanwaltschaft den zweiten Schritt tun: den Mann suchen, der das Mädchen verführt und später aus Furcht vor den Folgen seiner Handlung ermordet hatte.

Aus dem Alter der Leibesfrucht konnte errechnet werden, wann die Zeugung stattgefunden haben mußte. Die Staatsanwaltschaft forschte nach, welche Männer damals Kontakt mit Henriette Wolf gehabt hatten. Sie stieß auf den Barbier und Wundarzt Kühn, der in der nahe gelegenen Kreisstadt seine Praxis betrieb. Henriette hatte diesen Mann während der fraglichen Zeit mehrmals aufgesucht, um sich ein Geschwür am Finger operieren zu lassen. Als sogar festgestellt wurde, daß Henriette am Tage ihres Todes ihren Eltern mitgeteilt hatte, daß sie zu Kühn gehen wollte, dort aber niemals angekommen war, wurde Chirurgus Kühn verhaftet.

Es soll hier nicht weiter über die nun folgende kriminalistische Untersuchung gesprochen werden, die die Beweise gegen Kühn zusammentrug.

Nur noch auf ein Indiz sei verwiesen, das wiederum die Ergänzung von kriminalistischen Erhebungen durch gerichtsmedizinische Ergebnisse zeigt.



Tatort Küche: Die Badewanne wurde der Frau des Milchhändlers zum Sarg. Unfall, behauptete der Ehemann.

Medizinalrat Dr. Bohlen hatte in seinem Gutachten erklärt, er habe bei der Obduktion Beweise dafür gefunden, daß Henriette kurz vor ihrem Tode mit Chloroform betäubt worden sei. Zwei weiteren Gutachtern erschienen die Symptome zwar nicht eindeutig genug, aber sie hielten eine Betäubung ebenfalls für wahrscheinlich.

Die polizeiliche Untersuchung ergab, daß Kühn bei seinen Operationen Chloroform verwendete und es auch bei der Fingeroperation Henriettes benutzt hatte. Kurz vor Henriettes Tod hatte er eine größere Menge Chloroform gekauft, über dessen Verbleib er keine Rechenschaft geben konnte. Nach Aussage eines bei ihm arbeitenden Friseurgehilfen war auch ein sehr scharfes Rasiermesser aus Kühns Beständen verschwunden.

All das veranlaßte den Staatsanwalt zu der Schlußfolgerung, die abnorm ruhige Lage der Leiche lasse sich nur dadurch erklären, daß das Mädchen vor seinem Tode betäubt worden sei. In diesem Zustand wäre es dann ein leichtes gewesen, ihr den tödlichen Schnitt mit einem scharfen Rasiermesser beizubringen, ohne daß sich Henriette hätte wehren können. Denn für eine Abwehr hatten sich ja keine Zeichen gefunden. Die Verteidiger Kühns griffen die medizinischen Gutachten an. Sie verwiesen darauf, daß es unter den Sachverständigen unterschiedliche Meinungen gegeben habe, zum Beispiel darüber, ob Henriette mit Chloroform betäubt worden sei oder nicht.

Doch nicht in solchen – für den Tatbestand selbst nebensächlichen – Widersprüchen zwischen den Gutachten lag die Schwierigkeit, in diesem Fall die Wahrheit zu finden. Das Gericht stand vor der Entscheidung, ob Henriette ihrem Leben selbst ein Ende gesetzt oder ob sie von fremder Hand den Tod gefunden hatte. Das Gericht stützte sich auf die gerichtsmedizinischen Gutachten, daß ein Selbstmord absolut ausgeschlossen sei.

Der Tathergang

Gemessen an den heutigen Erfahrungen, könnten allerdings die Beweise im Falle Kühn zumindest einige Zweifel hervorrufen. Denn auch bei Selbstmördern, die sich durch einen Halsschnitt töten, findet man überraschende und unvorstellbare Verletzungen. Es gibt genug Beispiele, daß die Schnittrichtung auch bei Selbstmördern nicht so verläuft, wie sie nach der allgemein geltenden Regel eigentlich verlaufen m ü ß t e. Lage und Beschaffenheit der Wunde allein beweisen also durchaus noch nicht, ob sie von eigener oder fremder Hand stammt.

Wer sich in die Einzelheiten des medizinischen Gutachtens im Falle Kühn vertieft, wird noch auf ein anderes zweifelhaftes Moment stoßen: Neben der tödlichen Wunde fanden sich, parallel zu ihr laufend, einige kleine Schnitte, die nur die Haut geritzt hatten.

„Für den Selbstmord", so schrieb sechzig Jahre später der Berliner Gerichtsmediziner Dr. Kipper, „sprechen Schnitte, welche mehrfach und oft parallel . . ., meist ganz oberflächlich, geführt sind."

Daraus ist ersichtlich, daß mehrere Symptome durchaus nicht eindeutig waren. Einige sprachen für Selbstmord, andere für Mord. Leider finden wir im Bericht auch keinen Hinweis darauf, welchen Weg das Blut, das aus der Wunde drang, genommen hat. Das wäre ein zusätzliches, sehr wichtiges Indiz.

Denn erfahrungsgemäß bringen sich Selbstmörder Halsschnitte im Stehen oder Sitzen bei. Das Blut fließt die vordere Körperseite hinab. Der Mörder hingegen tötet sein Opfer gewöhnlich, wenn es liegt. Dann fließt das Blut über Hals und Nacken nach hinten. Diesem Anzeichen aber hat die erste Tatortuntersuchung keine Aufmerksamkeit gewidmet.

Das Gericht rekonstruierte den Tathergang folgendermaßen: Kühn hatte Henriette, die ihn wegen einer Fingeroperation aufgesucht hatte, chloroformiert und sich in diesem Zustand an ihr vergangen.

Als Henriette sich schwanger fühlte, bat sie Kühn als medizinisch Erfahrenen um Rat. Er hatte ihr nachgewiesenermaßen auch tatsächlich einige untaugliche Abtreibungsmittel gegeben. Schließlich hat er sich eines Tages mit ihr im Wald verabredet. Denn wenige Stunden vor ihrem Tode hatte Henriette zu ihren Eltern gesagt, sie wolle jetzt zu Kühn gehen.

Verschiedene Utensilien, die man bei der Toten gefunden hatte, sprachen dafür, daß sie eine sympathetische Kur vorhatte, wie sie damals unter der abergläubischen Bevölkerung üblich war. Dazu war auch ein Messer erforderlich. Das erklärt, warum Henriette das alte Messer von zu Hause mitgenommen hatte. Kühn hat sich dann mit Henriette im Wald getroffen. Er besaß für diese Zeit kein Alibi. Unter dem Vorwand einer sympathetischen Kur betäubte er das Mädchen und tötete es dann.

Der bei ihr gefundene Brief, der anfangs als Abschiedsbrief gedeutet wurde, konnte Bestandteil dieser sympathetischen Beschwörung gewesen sein.

Kühn wurde zum Tode verurteilt.

Der Elektromörder

Es scheint eine merkwürdige Ironie darin zu liegen; Mörder, die eine besonders raffinierte Mordmethode entdeckt zu haben glauben, verraten sich darum nur um so sicherer.

In Wirklichkeit ist das keine Ironie des Schicksals, sondern eine vollkommen natürliche Gesetzmäßigkeit. Je außergewöhnlicher die äußeren Umstände eines Todesfalles sind, desto größere Aufmerksamkeit erregen sie. Desto sorgfältiger werden auch die Ursachen dieses Todes erforscht. Und desto geringer wird die Chance des Täters, unentdeckt zu bleiben.

Das mußte auch der bayrische Elektromörder A. erfahren. Er glaubte, eine perfekte Methode gefunden zu haben, seine Frau umzubringen. Doch er hatte nicht damit gerechnet, daß alles, was wir tun, Spuren hinterläßt. Damit rechnet kein Mörder. Oder wenn er damit rechnet, dann versucht er, die von ihm verursachten Spuren zu beseitigen.

Das aber ist unmöglich. Denn während man eine Spur beseitigt, schafft man gleichzeitig eine neue. Als der englische Arzt Dr. Ruxton eines seiner Opfer dadurch unkenntlich machen wollte, daß er an der Leiche alle charakteristischen Merkmale entfernte, machte er gerade dadurch auf diese Körperstellen aufmerksam. Das Opfer hatte ein Muttermal. Er beseitigte es mit dem Skalpell. Außerdem befand sich am rechten Daumen eine Narbe. Er entfernte auch die Narbe, indem er die Fingerkuppe abtrennte. Natürlich mußten sich die Gerichtsmediziner fragen, warum wohl der Mörder gerade an diesen beiden Stellen Gewebe entfernt hatte. Da man wußte, die Vermißte besaß diese beiden Merkmale – Muttermal und Daumennarbe –, war die nach dem Tode erfolgte Operation an diesen beiden Körperstellen natürlich ein weiteres Indiz.

Auch der Elektromörder wollte alle Spuren seiner Tat vermeiden beziehungsweise verwischen. Dabei mußte er neue Spuren hinterlassen, die ebenso verräterisch waren wie die, die er beseitigen wollte.

Es war im Jahre 1956.

Anfangs sah der plötzliche Tod der fünfzigjährigen Milchhändlerin A. wie ein Unfall aus. Am späten Abend des 9. Juni wurde Frau A. ins Krankenhaus eingeliefert. Ihr Mann hatte einen Unfallwagen alarmiert, weil seine Frau beim Baden Verbrennungen erlitten habe. Wenige Minuten nach der Einlieferung wurde festgestellt, daß Frau A. bereits tot war.

Dem untersuchenden Arzt schien die Todesursache unklar. Er glaubte nicht, daß die Verbrennungen, die sich auf dem Rükken der Frau befanden, ihren Tod hervorgerufen hatten, und informierte die Kriminalpolizei.

Die Kriminalpolizei vernahm den Ehemann der Toten. Er erklärte, seine Frau habe am Abend die Zinkbadewanne in der Küche aufgestellt, um zu baden. Die Wanne stand zwischen Küchentisch und Gasherd. Auf dem Gasherd habe sich der große Einwecktopf befunden, in dem man immer das Wasser heiß machte.

Der Milchhändler führte weiter aus:

„Während meine Frau in der Badewanne lag, saß ich am Küchentisch und reparierte eine Uhr. Meine Frau wollte Apfelsaft trinken. Ich ging in den Laden, um eine Flasche zu holen. Als ich zurückkam, lag meine Frau mit dem Gesicht nach unten im Wasser, den Wecktopf auf ihrem Rükken. Ich glaube, das Wasser darin hatte schon gekocht, als ich die Küche verließ.

Ich versuchte sofort, meine Frau aus der Wanne zu ziehen, legte sie nieder und benachrichtigte telefonisch die Sanitätskolonne."

Bei der polizeilichen Leichenschau wurden Verbrühungen festgestellt. Außerdem aber fanden sich am Rücken der Toten noch zwei verschiedene Arten von Spuren, deren Ursprung auf den ersten Blick nicht erkennbar war. Sie zeigten sich als Eindrücke in rundlicher und in länglicher Form.

Später entdeckten die Kriminalisten auf dem Fußboden einen Gasherdring. Seine erhöhten Stege paßten genau auf die länglichen Spuren.

Der Milchhändler erklärte, er habe den Herdring in der Badewanne gefunden. Wahrscheinlich sei der heiße Ring zugleich mit dem Wecktopf auf die Frau gefallen. Da die Aussagen des Ehemannes unglaubhaft und widersprüchlich waren, wurde eine gerichtliche Obduktion der Toten angeordnet.

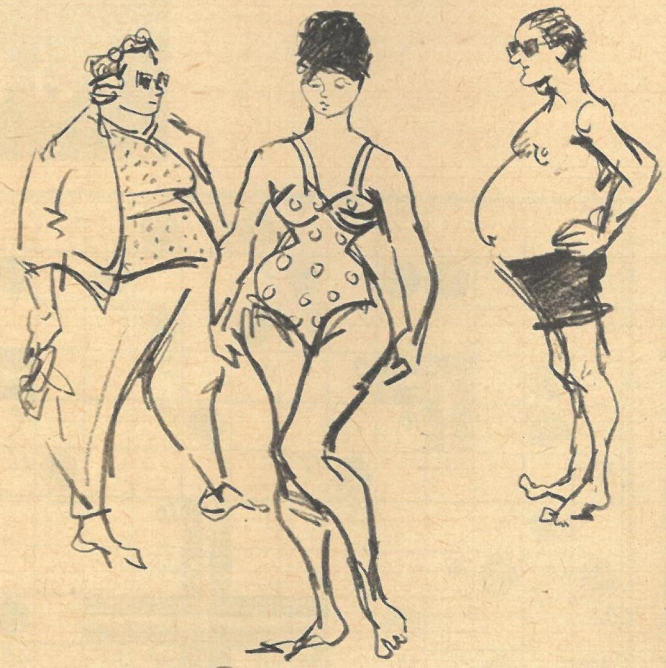
Auch Sie brauchen
LIVIO
wenn Sie Wert darauf legen, daß Ihre Haut makellos rein ist, geschmeidig und schön bleibt. Der bekannte heilende Wirkstoff aus den Blüten der
KAMILLEN
ist in LIVIO Kamillen-Creme aktiv wirksam. Tägliche Pflege mit LIVIO schützt Ihre Haut gegen unbemerkt eintretende Schäden.
Sie sollten diese
CREME
auch bald probieren!
DOSE MDN 1,50
POHLI

Verräterische Strommarken

In ihrem vorläufigen Gutachten stellten die Obduzenten fest: Die Milchhändlersfrau ist keines natürlichen Todes gestorben. Was jedoch die Ursache des Todes ist, kann noch nicht genau gesagt werden. Zwei Erscheinungen an der Leiche sind jedoch bedeutungsvoll:
Das sind erstens rundliche Hautveränderungen, die sich auf dem Rücken befinden. Sie sind in Gruppen zu je drei kreisförmig geordnet und könnten Strommarken sein. Das sind zweitens Streifen, die bei liegender Leiche fast horizontal verlaufen. Die Streifen sind blaß und von bläulichen Rändern umgrenzt.
Die Gutachter äußerten den Verdacht, diese Symptome und die Beschaffenheit der Lunge ließen auf eine Einwirkung elektrischer Energie schließen.
Später ergab die mikroskopische Untersuchung des Gewebes, daß die blaßblauen Streifen ebenfalls Strommarken darstellten. Sie waren durch den unter elektrischem Strom stehenden Wasserspiegel hervorgerufen worden und in dieser Ausprägung bisher unbekannt gewesen.
Strommarken entstehen immer dann, wenn elektrischer Strom in einer bestimmten Stärke in einen lebenden Körper eintritt. Sie sind ein Abbild des elektrischen Leiters, mit dem der Körper in Berührung gekommen ist. Der Tod durch elektrischen Strom erfolgt dadurch, daß der menschliche Körper einen Stromkreis schließt. Entscheidend für die tödliche Wirkung ist nicht so sehr die Stromspannung als vielmehr die Stromstärke, die bekanntlich in Ampere gemessen wird.
Bereits 0,1 Ampere können tödlich wirken. Welche Stromstärke aber beim Eintritt von Strom in den Körper entsteht, hängt nach dem Ohmschen Gesetz vom Widerstand ab, den der Körper ausübt. Dieser Widerstand wechselt je nach den Bedingungen. Es ist ein Unterschied, ob der elektrische Leiter auf eine große Hautfläche einwirkt oder auf eine sehr kleine. Trockene Haut leitet weniger als feuchte. Auch die einzelnen Gewebe leiten besser oder schlechter. Der Widerstand in den Knochen ist wesentlich größer als in den Muskeln oder gar im Blut.
Wichtig ist auch der Widerstand an der Stromaustrittsstelle: aus welchem Material die Schuhe bestehen, ob die Füße trocken oder feucht sind, ob der Fußboden aus Holz oder ob er bloße Erde ist, ob ein Teppich oder eine Gummimatte den Boden bedeckt.
Auch die Dauer der Einwirkung des Stroms spielt eine Rolle. Der Widerstand verändert sich bei längerer Einwirkung. Wenn die Gewebe verkohlen, kann der Widerstand so groß werden, daß der Stromeintritt unterbrochen wird. Wodurch bei Einwirkung von elektrischer Energie der Tod hervorgerufen wird, ist noch nicht völlig geklärt.
Da der Strom, sagt Professor G. Hansen, den Weg des geringsten Widerstandes, demzufolge also vor allem durch die Gefäße nimmt, wird fast immer das Herz unmittelbar davon betroffen. Der Tod tritt durch Herzversagen oder durch Lähmung der Gehirnzentren ein. Aber mikroskopisch feststellbare typische Veränderungen an Herz und Gehirn konnten bisher noch nicht entdeckt werden.
Es ist deshalb durchaus verständlich, daß sich das erste gerichtsmedizinische Gutachten lediglich auf die Entdeckung der Strommarken an der Leiche stützen konnte. Die Schlußfolgerung war sowieso folgenschwer genug: Frau A. war wahrscheinlich durch elektrischen Strom getötet worden. Ob es sich hier allerdings um ein Verbrechen handelte, mußten die weiteren kriminalistischen Ermittlungen ergeben.
Die Polizei untersuchte nochmals die Wohnküche, in der sich der angebliche Unfall zugetragen hatte, und stieß dabei auf eine Zelluloidplatte, an der drei Schrauben in dreieckiger Anordnung befestigt waren. Zwei der Schrauben waren mit dem einen, die dritte Schraube war mit dem anderen Pol der Lichtleitung durch einen Draht verbunden.
Der Milchhändler wurde erneut verhört.

Fortsetzung folgt.

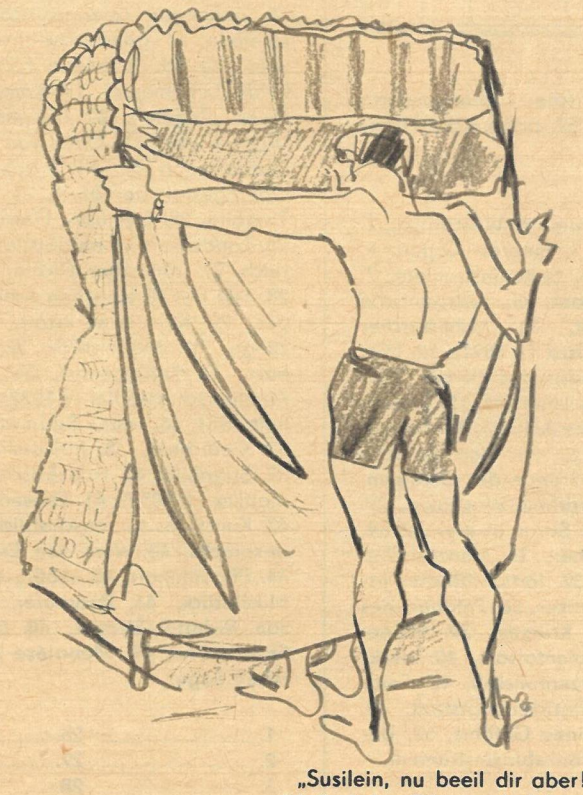
„Und ick sage euch: Die Nackten hier am FKK,
die ham wat jejen uns!
Ick merk det schon seit Tagen."



(ST)RAND-NOTIZEN

Aufgezeichnet
von Gerhard Vontra

„Ick denk mir imma, Emma, denk ick, Emma,
wenn ick die Ischen so sehe,
da wär's doch manchmal nich vakehrt,
wenn ma die Zeit zurückdrehn könnte!"

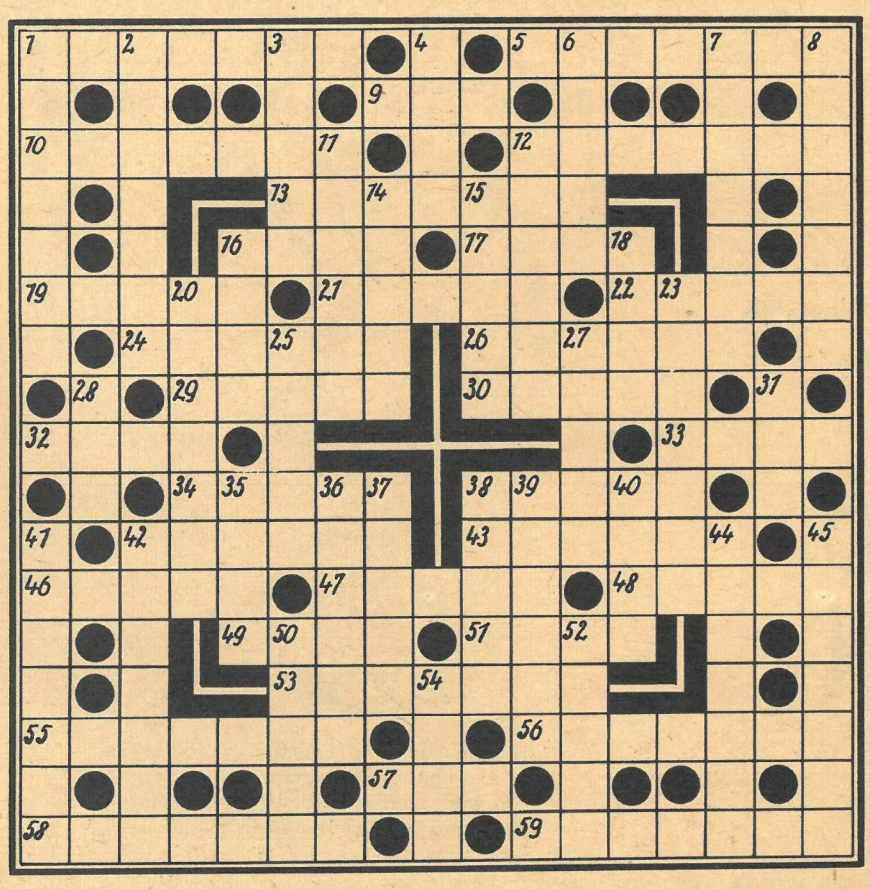


„Susilein, nu beeil dir aber!"
„Ick find den Bikini nich, Werner!"
„Na, denn issa
sicher wieder ins Brillenfutteral."

„Mariechen, komm sofort aus det Boot raus!
Mit ‚La Paloma'
hat mich so eena damals ooch rumjekriegt!"

„So, nu dreh dir mal
langsam mit 'm janzen Körper
ins Profil,
da wird det allet lebendiger."

rätsel



Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. Zeichen, Verkehrszeichen (Mz.), 5. englischer Sozialist, Schwiegersohn von Karl Marx, 9. mehlartiges Mineral, 10. bürgerlicher antifaschistischer Schriftsteller („Der Teufel"), 12. Stadt in Kenia, 13. militärischer Dienstgrad, 16. Zeitalter (ä = ae), 17. USA-Staat, 19. indianische Sprachfamilie Südamerikas, 21. oberitalienische Provinzhauptstadt, 22. Tageszeit, 24. Hafenstadt der Republik Kongo (Leopoldville), 26. langgestreckte Vertiefung, 29. Operettenkomponist, 30. niederdeutsch für einjähriges Fohlen, 32. Behältnis, 33. Teil des Rades, 34. griechischer Buchstabe, 38. Unechtes, Wertloses, 42. Bergmann, begründete eine neue Methode des sozialistischen Wettbewerbs, 43. Inselrepublik, 46. großes Waldgebiet, 47. berühmter italienischer Tenor († 1957), 48. Trockenvorrichtung, 49. Kartenspiel, 51. Gerbmaterial, 53. Zergliederung, 55. Aufgabengebiet, 56. griechische weibliche Naturgottheiten der Berge, 57. Gattung, 58. dänische Schauspielerin (Stummfilmstar), 59. artenreiche Pflanzengattung.

Senkrecht: 1. Strom in Westafrika, 2. Freude, Spaß, 3. inneres Organ, 4. Schiffsöffnung, 6. Saiteninstrument, 7. europäischer Staat, 8. südspanische Provinzhauptstadt, 11. tschechischer Dichter und Publizist († 1891), 12. Mitglied des Politbüros des ZK der SED, 14. Fußpunkt des Himmels, 15. Chemiker (Entdecker des Anilins), 16. Schriftstück, 18. Besitz, 20. norddänische Hafenstadt, 23. Gruppe der Ostalpen, 25. Stadt in Nordrhein-Westfalen, 27. Koralleninsel, 28. Strom in der UdSSR, 31. Klostervorsteher, 35. französischer Fluß, 36. Riese, 37. fortschrittlicher japanischer Dramatiker, 38. Feldherr des Dreißigjährigen Krieges, 39. kleiner liedhafter Instrumentalsatz, 40. Insektenlarve, 41. Kerzenrohstoff, 42. Feinheit, Kniff, 44. Bezirkshauptstadt, 45. Zeitmaß, 50. kleines Gefährt, 52. Büstenpfeiler, 54. Bronzeblasinstrument.

Silbenrätsel

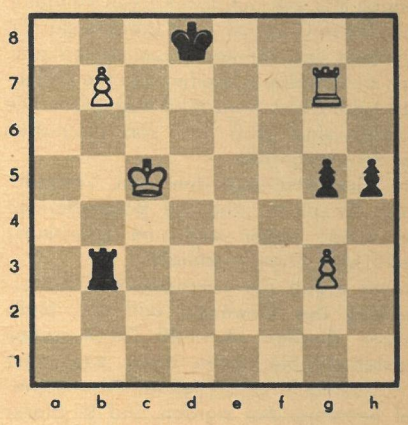
a ä ä an ar bahn bal ben berg bock buch car cau ce cham chy dan de de de di diz dro e e e e ei ei er er es eu ex fe folg früh ga gau ge ge ge gen gi gi gir gne greu hik hor hu i in in in je ka ka ke ko kom la la la la le le le lek lett lich lier ling lort ma me mel men men met mi mo mo na nas nat ne neh ner ni ni ni nil nor o pa pa phos po qui raf rest ri rie rott rung ry sche sche schwal se sel sen ser sol stein ster stik te te té ter ter ti tra tro uhr wa wal wald we weil zing zwet

Es sind neunundvierzig Wörter zu bilden, deren erste und vorletzte Buchstaben, von oben nach unten gelesen, ein Zitat von Goethe ergeben.

1. Jahreszeit, 2. elegante Kutsche, 3. Anteilnahme, 4. rumänische Stadt an der unteren Donau, 5. Titel eines Romans von Feuchtwanger, 6. südwürttembergische Kreisstadt, 7. Autor der „Amerikanischen Odyssee", 8. Verkehrsmittel, 9. Arzneimittelrohstoffe, 10. Freiheitsentzug, 11. Mischdünger, 12. Altbekanntes, 13. Ausstellungsstück, 14. europäischer Staat (landessprachlich), 15. bekannte österreichische Schauspielerin, 16. griechische Insel, 17. sowjetische Schriftstellerin („Ernte"), 18. Feld-, Landmesser, 19. Komponist der Oper „Regina", 20. Titelgestalt einer Wagneroper, 21. Oper von Bizet, 22. Zentralorgan der KP Frankreichs, 23. Operngestalt bei Gluck, 24. Schatten-, Trugbild, 25. Gemüse-, Gewürzpflanze, 26. Landschaft im nordöstlichen Frankreich, 27. türkischer Dichter († 1963), 28. Teil des Rheinischen Schiefergebirges, 29. Künstlerwerkstatt, 30. Landzunge, 31. Möbelstück, 32. Ölbaumharz, 33. Antilopenart, 34. englischer Kriminalschriftsteller († 1932), 35. Haushaltgerät, 36. festes Baumwollgewebe, 37. Gedichtart, 38. juristischer Begriff, 39. Sternbild, 40. französischer Mathematiker († 1857), 41. Drüsenwirkstoffe, 42. Kunst des wissenschaftlichen Streitgesprächs, 43. Werk von Ernst Toller, 44. Pflaumenart, 45. mäßig langsames Musikstück, 46. Paarhufer, 47. Oper von Richard Strauss, 48. ägyptischer Staatsmann, 49. Meerriese der nordischen Sage.

1.	26. .....
2.	27. .....
3.	28. .....
4.	29. .....
5.	30. .....
6.	31. .....
7.	32. .....
8.	33. .....
9.	34. .....
10.	35. .....
11.	36. .....
12.	37. .....
13.	38. .....
14.	39. .....
15.	40. .....
16.	41. .....
17.	42. .....
18.	43. .....
19.	44. .....
20.	45. .....
21.	46. .....
22.	47. .....
23.	48. .....
24.	49. .....
25.	.....

Sie sind am Zuge . . .



Dieses Endspiel kann von Weiß nur mit Hilfe seines starken Freibauern b7 gewonnen werden. Hätten Sie das gleiche taktische Manöver angewandt, um zum Ziele zu kommen?
1. **Kc6!** mit der Drohung 2. Tg8 Ke7 3. b8D. 1. . . . **Tc3†** 2. **Kd6! Td3†** 3. **Ke6!** Der König findet nach 3. . . . Te3† 4. Kf6 Tf3† 5. Kg6! Schutz hinter den feindlichen Bauern. Wenn nun 5. . . . Tb3, so gewinnt Weiß nach 6. Tg8† Kc7 7. b8D† usw. und Eroberung der Bauern g5 und h5. 3. . . . **Tb3** (Auch das hilft nichts mehr.) 4. **Td7† Ke8** 5. **Tc7! aufgegeben,** denn mit 6. Tc8† und 7. b8D wird der schwarze Turm erobert.
(Aus der Partie Dr. Dely, Ungarn gegen Möhring, DDR, in Zinnowitz 1966.)

DING MIT PFIFF 24

WAS IST DAS?

Eine volkstümliche Redensart, die Willy Moese (nach einer Leseridee) für Sie gezeichnet hat. Wenn Sie wissen, was gemeint ist, senden Sie uns Ihre Antwort bis zum 16. Juli 1966 auf einer Postkarte (Kennwort: Ding mit Pfiff). Vielleicht haben Sie Glück und gehören zu den drei Gewinnern, die je einen Buchpreis erhalten. Unsere Anschrift: Redaktion Zeit im Bild, 806 Dresden, Radeberger Straße 14b.

Ding mit Pfiff 20/66: „Er geht wie die Katze um den heißen Brei." Je ein Buch gewannen: Toni Höpfner, Weimar; Wally Strauß, Dresden; Udo Lindecke, Abtshagen (Grimmen).

Rätsellösungen aus Heft 27

Kreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Bäder, 5. Anzug, 9. Forum, 12. Gabel, 16. Riehl, 17. Itala, 18. Adana, 19. Ghasa, 20. Lilie, 22. Laser, 24. Laren, 25. Gelee, 27. Akropolis, 30. Krake, 32. Agen, 34. Heu, 36. Bai, 37. Lea (Grundig), 38. Otto, 40. Dreher, 41. Kongo, 44. Stube, 47. Danton, 48. Elan, 50. Reger, 52. Asti, 54. Putte, 57. Ostia, 58. Iller, 59. Falte, 62. Rue, 63. Nebel, 64. Imi, 65. Kolon, 68. Werra, 70. Lunge, 72. Spind, 75. Kemi, 76. Dante, 79. Cera, 81. Masche, 83. Moral, 85. Orgel, 87. Normen, 90. Inch, 91. Ida, 93. Ger, 95. DIN, 97. Tete, 98. Hille, 100. Angelrute, 104. Sinus, 106. Amado, 107. Bange, 108. Regal, 109. Agens, 110. Fehde, 111. Namib, 112. Agnat, 113. Osten, 114. Treff, 115. Salem, 116. Alaun. – Senkrecht: 1. Bagdad, 2. Dragee, 3. Eisenhut, 4. Real, 5. Allee, 6. Zola, 7. Gier, 8. Pampa, 9. Fall, 10. Riss, 11. Marke, 12. Gala, 13. Anakonda, 14. Barett, 15. London, 21. Ikon, 23. Ainu, 26. Ehre, 28. Oboe, 29. Oise, 31. Radi, 33. Grau, 35. Ukas, 37. Lese, 39. Tort, 42. Ontario, 43. Granada, 45. Triller, 46. Balance, 49. Loewe, 51. Gabin, 53. Trier, 54. Pik, 55. Tal, 56. Ern, 59. Fis, 60. Lei, 61. Eid, 66. Oran, 67. Orchidee, 69. Emma, 71. Geld, 73. Portugal, 74. Niet, 75. Keil, 77. Alge, 78. Torr, 80. Anni, 81. Mikado, 82. Schaft, 84. Ring, 86. Gote, 88. Meseta, 89. Nelson, 92. Debet, 94. Elemi, 96. Islam, 99. Lohn, 100. Anke, 101. Genf, 102. Urbs, 103. Egel, 105. Nana.

Wabenrätsel. 1. Gorki, 2. Amati, 3. Sachs, 4. Polka, 5. Altan, 6. Rasse, 7. Orkan, 8. Nandu, 9. Etüde. – Gasparone.

zb

DAS REDAKTIONSKOLLEGIUM: Kurt Stephan (Chefredakteur), Lena Smolny (stellvertretender Chefredakteur), Gerhard Graban (Redaktionssekretär), Paul Friedemann, Eberhard Kottwitz · Verlagsdirektor Günther Zumpe · Grafische Gestaltung: Siegfried Rudolf · Lizenz-Nr. 1264 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR · Druck: (III/9/1) Grafischer Großbetrieb Völkerfreundschaft Dresden · Anzeigenverwaltung DEWAG WERBUNG, 806 Dresden · Anzeigenpreise: Lt. Gesetzblatt Nr. 19, VO vom 3. 2. 53 · Zeit im Bild erscheint wöchentlich, Preis 30 Pf, Abonnementspreis vierteljährlich 3,90 MDN, monatlich 1,30 MDN · Bankkonto DN, Dresden 4/1862 · Postscheckkonto: Dresden Nr. 4565
POSTANSCHRIFT:
Redaktion Zeit im Bild, 806 Dresden, Radeberger Straße 14b, Ruf 5 16 16, 5 17 65, Telex Dresden 019 412

diskussion

Thema: Menschlichkeit

Große Empörung löste der in Heft 19/1966 veröffentlichte Artikel „Spring doch aus dem Fenster!" über den Skandal im Westberliner „Altersheim am Roseneck" aus.

Entsetzen und Erschütterung

Rudolf Schumann (88), Georg-Boock-Heim, Erfurt: „In unserem Heim wird über diese Unmenschlichkeiten in dem Westberliner Privataltersheim viel gesprochen. Wir wollten zuerst kaum glauben, daß solche Grausamkeiten möglich sind. Wenn wir dagegen vergleichen, wie schön wir es in unserem am Waldrand gelegenen Georg-Boock-Heim haben!" **Marta Krüger (74), Feierabendheim Gützkow:** „Der Artikel hat mich zutiefst empört. Die alten Leute werden in diesem Altersheim ja noch schlechter behandelt als das Vieh." **Irmgard Hinkel, Dresden:** „Solch herzlosen Menschen wie diesen Krankenschwestern sind nun arme hilflose Kranke ausgeliefert. Was ist das nur für ein Staat, in dem so etwas ungestraft geduldet wird?" **Friedrich Ranft, Karl-Marx-Stadt:** „Das Benehmen dieser Oberschwester sowie der Umgang mit den kranken Heimbewohnern ist menschenunwürdig. Dazu müssen die hilflosen alten Menschen noch horrende Beträge an den Eigentümer des Privatheimes entrichten." **Christine Kröschel, Schwesternschülerin, Bad Berka:** „Ich bin entsetzt! Aus eigener Erfahrung weiß ich, wie hilfebedürftig kranke und noch dazu alte Menschen sind. Wie kann so etwas überhaupt in einem Staat passieren, in dem soviel von Menschlichkeit und Unterstützung der Bevölkerung die Rede ist?"

„Dr." Grahn:
„Politisch-moralische Gedanken über meinen Beruf habe ich mir nie gemacht."

Wo ist Menschlichkeit?

Ja, gesprochen wird viel über Menschlichkeit im Bonner Staat. Oft und gern wird dieses Wort in den Mund genommen, aber selten praktiziert. Oder ist es vielleicht menschlich, wenn der Bundestag gleich in den ersten Monaten seiner Legislaturperiode unter anderem eine Kürzung der Bundeszuschüsse für die Rentenversicherung um 750 Millionen, der Krankenkassenzuschüsse um 265 Millionen und der Ausgaben für das Mutterschutzgesetz um 260 Millionen beschließt? Ist es menschlich, wenn Bewohner eines gewöhnlichen Altersheimes monatlich mindestens 200 DM bezahlen müssen und es sogar Fälle in der Bundesrepublik gibt, wo alte Menschen, um den Pflegesatz für ein Altersheim aufbringen zu können, ihren Aufenthalt dort abarbeiten „dürfen"? Und ist es vielleicht menschlich, daß im „Privatheim am Roseneck" und auch in anderen westdeutschen Alters- und Pflegeheimen

- Patienten, die unruhig waren, im Keller geschlagen und getreten wurden?
- eine zuckerkranke Frau wochenlang ohne Medikamente blieb und deshalb starb?
- Kranke einfach in ihrem Kot liegenblieben und Wäsche kaum gewechselt wurde?
- Patientinnen stundenlang in nasser Unterwäsche herumsaßen, bis sie sich erkälteten und an Lungenentzündung starben?

Werner Grahn, dieser falsche „Dr. med." und Westberliner Fürsorge-„arzt", äußerte: „Sie glauben gar nicht, wie viele Angehörige zu mir kommen mit der Bitte: Geben Sie doch meinem Vater oder meiner Mutter keine Medikamente mehr! Lassen Sie sie sterben; sie quälen sich ja nur."

Erinnert an Euthanasie

„Unwillkürlich mußte ich beim Lesen des Beitrages an die faschistischen Ärzte denken, die in den Nervenkliniken dafür sorgten, daß jeder unheilbar Kranke auf schnellstem Wege das Zeitliche segnete", schreibt **Frau Hinkel,** und: „Es erinnert mich an Überlieferungen aus der Zeit, da ein Kranker ein minderwertiges Geschöpf und gerade noch für unmenschliche Versuche gut genug war", meint die **Schwesternschülerin aus Bad Berka, Fräulein Kröschel.** Die Gedanken beider Leserinnen sind völlig richtig, denn Grahn gibt unumwunden zu: „Ich würde nie einen Kollegen anzeigen, auch wenn ich weiß, daß er in der Euthanasie drinnensteckte."

Himmel und Hölle

Empörung, Abscheu, Entsetzen – das ist die Reaktion unserer Leser auf diese Zustände in Westberliner Altersheimen. Jeder ist erschüttert, wenn er von solchen Unmenschlichkeiten hört, die Erinnerungen an Zeiten aufkommen lassen, die zu den schwärzesten unserer Geschichte gehören. „Ich bin in einem Feierabendheim. Aber wie wir und auch die Kranken hier behandelt werden, das ist ein Unterschied zu den Westberliner Altersheimen wie Himmel und Hölle! Über soviel Roheit der Schwestern gegenüber den alten kranken Menschen finde ich keine Worte . . .", schreibt **Frau Gnadt (67) vom Feierabendheim Jochhöh-Schlößchen in Pesterwitz bei Dresden.** Doch sie fand noch viele Worte, als wir sie und die anderen 71 Bewohner des idyllisch gelegenen Jochhöh-Schlößchens, das seit 1952 Feierabendheim ist, besuchten, aber andere Worte: solche des Lobes und Dankes für ihre Betreuer, für die Angestellten des Heimes, für den Heimleiter, Herrn Thierfelder, und nicht zuletzt für unseren Staat, dem unsere alt gewordenen Menschen ihren sorglosen und friedlichen Lebensabend verdanken.

Schloßbewohner

Sie sitzen beschaulich auf den Bänken im Garten des ehemaligen Lustschlosses des Barons von Burgk, sie gehen spazieren in der wunderschönen Umgebung. Manche trafen wir in ihrem hübsch eingerichteten Zimmerchen an – und alle ruhen sich aus von ihrem langen, arbeitsreichen Leben. Stolz zeigt der 84jährige Richard Gluche, der als erster hier einzog, auf das Fenster seines Zimmers. „Bis in die Sächsische Schweiz und das Erzgebirge kann ich bei klarem Wetter sehen", schwärmt er. Freundlich empfängt uns die älteste Heimbewohnerin, die 91jährige Frau Clara Hoffmann, die nicht mehr so gut laufen kann und sich öfter tagsüber einmal hinlegen muß. Lachend quittiert sie das Scherzwort, mit dem ihr Herr Thierfelder „guten Morgen" wünscht. Das Verhältnis der Heimleitung und Angestellten zu den alten Bürgern, die ihnen zur Betreuung anvertraut sind, ist freundschaftlich. „Frau Rentzsch und Frau Kästner, die beiden Pflegerinnen, und die Buchhalterin, Frau Fuhrmann, bringen uns oft kleine Überraschungen mit, zum Beispiel frische Eier oder Obst", erzählt Frau Gnadt, „und nehmen dafür nicht einmal Geld an." Die Meinung aller Schloßbewohner: Wir fühlen uns hier zu Hause. Auch für die Kranken und Pflegebedürftigen ist gesorgt. Einmal wöchentlich hält Frau Dr. Schneider-Engler aus Freital Sprechstunde im Heim ab. „Wir behalten die Insassen unseres Heimes so lange wie möglich bei uns, auch wenn sie hinfällig werden", meint Herr Thierfelder. „Sie fühlen sich hier wohl, also sollen sie in der gewohnten, ihnen liebgewordenen Umgebung bleiben."

Im Garten des Feierabendheimes „Jochhöh-Schlößchen" in Pesterwitz bei Dresden.

Sorgenfrei

Der Aufenthalt im Feierabendheim kostet 69 MDN, im Pflegeheim 84 MDN monatlich. Den Rest ihrer Rente, gleich in welcher Höhe sie ist, erhalten die alten Bürger ausgezahlt. 1000 MDN je Heimplatz jährlich gibt unser Staat hinzu. **Herr Schumann aus Erfurt:** „Nicht nur, daß die zur Lebenshaltung notwendigen Dinge von dem von uns zu zahlenden geringen Pflegesatz finanziert werden; uns wird auch so noch viel geboten. Veranstaltungen, Omnibusausflüge, die Zimmer werden regelmäßig gesäubert, eine Bibliothek steht uns zur Verfügung, die Wäsche wird gratis gewaschen. Kurz: Wir leben sorgenfrei! Für 2,30 MDN täglich haben wir alle Bequemlichkeiten." **Frau Krüger** lobt noch ganz besonders die ärztliche Betreuung: „Was jeder benötigt, bekommt er: Spritzen, Tabletten, Stärkungsmittel. Ich bekam ein Transistoren-Hörgerät. Baden können wir, sooft wir wollen. Herr Meyer, unser Heimleiter, paßt auf, daß es uns an nichts fehlt. Unser Staat sorgt wirklich vorbildlich für uns!" **Frau Erna Wagner, Dresden,** besucht regelmäßig seit anderthalb Jahren einen guten Bekannten im Pflegeheim „Elsa Fenske". „Er hat dort ein Einzelzimmer, eigene Möbel, hält sich seine Zeitungen und ruht sich aus", schreibt sie. „Die hilfsbedürftigen Menschen finden liebevolle Pflege, bekommen auf Wunsch ihre Mahlzeiten ins Zimmer gebracht. Ich konnte beobachten, wie sorgsam mein 80jähriger Bekannter, der nicht mehr stehen und gehen kann, von der jungen blonden Schwester Erika gefüttert wird. Zweimal wöchentlich finden im Heim Sprechstunden der Heimärztin statt. Bei den Insassen, die nicht laufen können, macht sie Visite."

Vergleichbar?

„Der Unterschied zwischen einem sozialistischen Feierabendheim und einem Westberliner Privataltersheim ist riesengroß, kaum vergleichbar!" stellt **Herr Schumann** fest. Und doch haben wir in unserer Diskussion Vergleiche angestellt, Vergleiche auf der Suche nach Menschlichkeit. „Ehret das Alter!" ist der Grundsatz für die Liebe und Fürsorge, die in unserem Staat nicht nur den alten Menschen gilt, die in Feierabend- und Pflegeheimen leben, sondern die allen alt gewordenen Bürgern zuteil wird, die durch ihre Arbeit vieles schufen, wovon wir Jüngeren heute profitieren. „Unseren Veteranen gelten die Anerkennung, Fürsorge und Liebe aller Bürger!" ist die Losung, für deren Verwirklichung viele fleißige Helferinnen und Helfer der Volkssolidarität ihr Bestes einsetzen. Allein im Bezirk Dresden helfen 16 500 freiwillige Volkshelfer, die humanitären Aufgaben zu lösen, unterhält die Volkssolidarität 20 Klubs für Veteranen und Rentner aus Spendengeldern und Mitgliedsbeiträgen. 1965 fanden 4100 Veranstaltungen für Rentner statt, gab die Volkssolidarität 794 000 MDN für die kulturelle und soziale Betreuung aus. 670 Hauswirtschaftspflegerinnen gaben in 415 000 Stunden pflegebedürftigen alten Bürgern persönliche Hilfe zur ordnungsgemäßen Führung ihres Haushaltes. Dafür wurden 635 800 MDN verausgabt. Hilfsbedürftige Personen erhielten 403 500 Portionen Mittagessen. Das sind einige Fakten aus dem Leistungsspiegel 1965 der Volkssolidarität nur eines Bezirkes der DDR. Sie sprechen für sich.

„Wo ist Menschlichkeit?" fragten wir zu Beginn unserer Diskussion. Die Suche danach ist nicht schwer. Wir finden sie in unserem Staat überall.

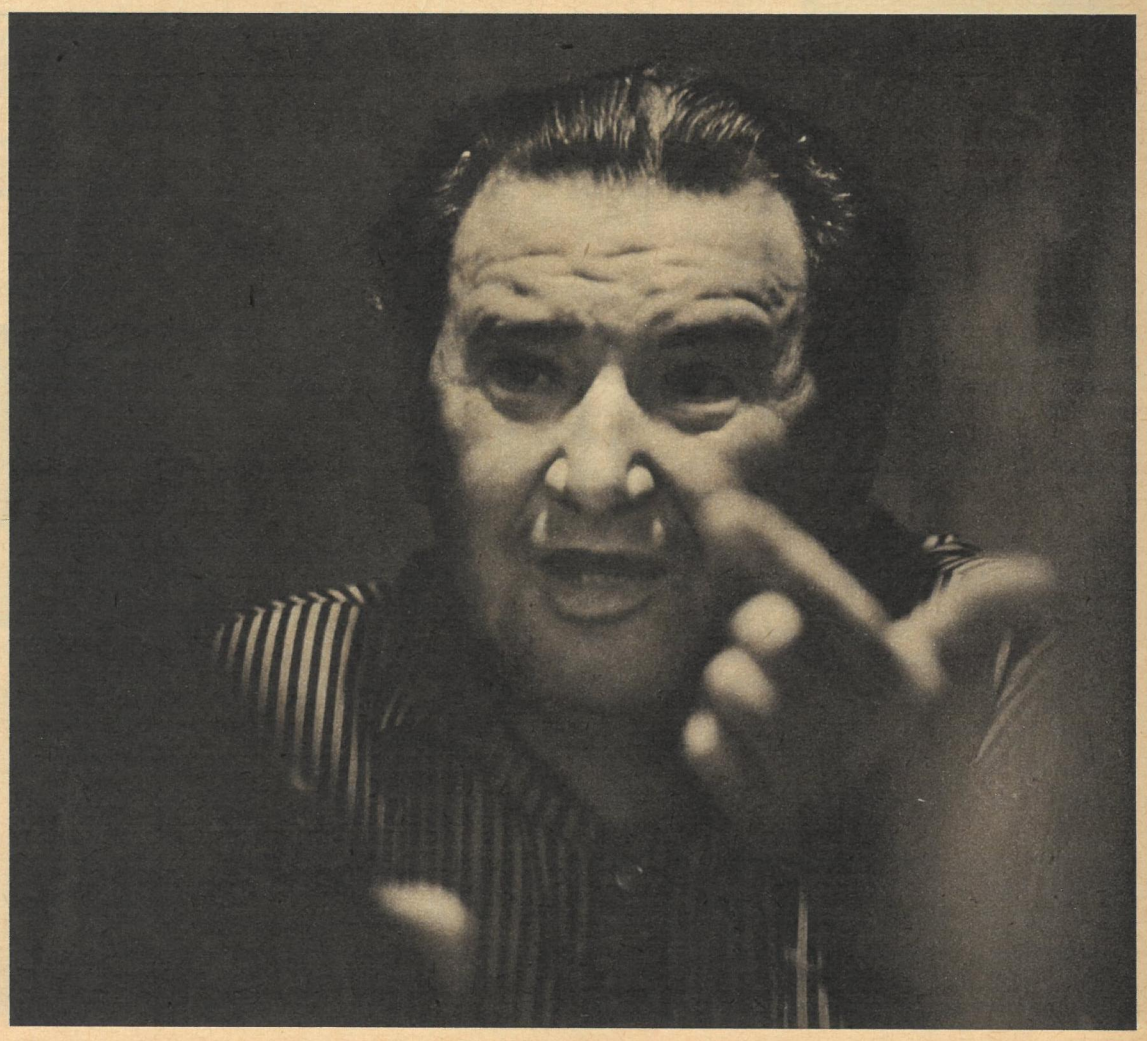
BREVIER UND ZIEH-HARMONIKA

Liebenswerte und interessante Menschen sind gar nicht so selten, nur das Glück, ihnen zu begegnen, hat man nicht oft. Wer an Ungarn und besonders an Eger denkt, der denkt auch an Wein. Erlauer Stierblut, Leányka und Medoc sind Namen, die das 41 000 Einwohner zählende Städtchen überall bekannt gemacht haben. Es gibt hier niemanden, der nichts vom Wein verstünde, doch mit am meisten davon versteht József Verrasztó, auf den wir aber noch etwas warten müssen, denn Hochwürden gibt noch Religionsunterricht in seiner kleinen Kirche am Rande der Stadt.

Also eines nach dem anderen. Wer über den Wein sprechen will, tut das am besten im Keller. In dem Weinkeller natürlich von Pfarrer Verrasztó; denn hier liegen nur exquisite Sorten, von denen der Züchter sagt, daß es wohl Weine gibt, die teurer sind, bessere aber kaum! Folgen wir also Hochwürden, der Soutane und Brevier im Pfarrhaus gelassen, dafür aber die Ziehharmonika mitgenommen hat, und halten wir uns an den alten Brauch. Vor dem Reden kommt das Probieren, und vor dem Probieren, des neutralen Geschmacks wegen, das Essen eines Apfels.

Weinbau und -pflege sind József Verrasztós Hobby, seit er nach dem Krieg den Lehrerberuf mit seinem geistlichen Amt tauschte, das ihm genügend Zeit dafür läßt. Vom Minister unterzeichnet steht in seinem Gästebuch, daß die territorial bedingten guten Eigenschaften des Egerweines durch seine Pflege und Behandlung ihre höchste Vollkommenheit erhalten. Gute Laune und Stimmung sind ihre Wirkung.

Natürlich muß man differenzieren. „Stierblut", der sein volles Aroma bei Zimmertemperatur erreicht, trinkt man als Dessert nach Fleischgerichten. Zu Festlichkeiten kleine Gläser Tokaier, nach der Suppe 40 Tropfen leichten Weißweins und nach dem Essen Leányka oder Riesling. Zur Probe allerdings alles nacheinander, wobei man mit leichtem Wein beginnt. Wichtig ist noch, daß der Küfer darauf achtet, den in Ahorn-, Maulbeer- und Buchenholzfässern lagernden Wein nach spätestens drei Jahren mit einem Einjährigen zu verheiraten,



wenn er seinen Gästen stets etwas Besonderes bieten will. Und an Gästen fehlt es in diesem Keller nicht. Die Ziehharmonika kommt täglich zu ihrem Recht, denn eine oder mehrere Touristengruppen sind immer zu bewirten. Gestern waren es vielleicht polnische oder russische Volks- und Jugendlieder, heute sind es deutsche, weil außer uns auch noch die Touristen aus der DDR kommen. Schade, daß hier kein Platz für ihre erstaunten Gesichter ist, denn keiner von ihnen hatte in unserem Gastgeber den Pfarrer vermutet. Doch wir wollten ja einen liebenswerten und weltoffenen Menschen vorstellen, der den Genossenschaftsbauern seiner Gemeinde mit seinen Erfahrungen auch praktische Hilfe gibt.

Fotos V. Billeb / Text G. Fischer

DIE DEUTSCHE FUSSBALL-NATIONALMANNSCHAFT

Foto E.-L. Bach

Obere Reihe (von links nach rechts)

Cheftrainer des Deutschen Fußballverbandes Karoly Soos (Ungarn): 57 Jahre, verheiratet; wichtigste Trainerstationen: Ferencvaros Budapest (Ungarns Lieblingsklub), Honved Budapest, Nationalmannschaft Ungarns.

Eberhard Vogel (FC Karl-Marx-Stadt): 23 Jahre, Linksaußen; Beruf: Maschinenschlosser, zur Zeit DHfK-Fernstudent; ledig; 7 A (3 Tore), 2 B, 4 N (1 Tor); Spitzname: „Matz"; Hobby: begeisterter Autofahrer und Modelleisenbahnbastler.

Dieter Erler (FC Karl-Marx-Stadt): 27 Jahre, Halbstürmer, Nationalmannschafts-Kapitän; Beruf: Schlosser; verheiratet; 35 A (9 Tore), 1 B, 4 N, 6 J; Hobby: Auto fahren, fotografieren.

Manfred Walter (BSG Chemie Leipzig): 28 Jahre, Mittelverteidiger; Beruf: Maschinenschlosser; verheiratet; 7 A; Spitzname: „Manner"; Hobby: Gartenbeschäftigung.

Gerd Backhaus (BSG Lokomotive Stendal): 23 Jahre, Mittelstürmer; Beruf: Handelskaufmann; ledig; 2 A (2 Tore), 5 N (2 Tore), 1 J; Hobby: fotografieren.

Henning Frenzel (1. FC Lokomotive Leipzig): 24 Jahre, Mittelstürmer oder Nationalelf-Rechtsaußen; Beruf: Maurer; verheiratet; 16 A (4 Tore), 1 B (1 Tor), 3 N (2 Tore), 1 J; Hobby: fotografieren, Dia-Vorträge.

Horst Jura (BSG Motor Zwickau): 29 Jahre, Halbstürmer oder Läufer; Beruf: Kraftfahrzeugschlosser; verheiratet; kein A-Länderspiel, 1 B, 3 N.

Jürgen Nöldner (FC Vorwärts Berlin): 25 Jahre, Halbrechter; Beruf: Journalistikstudent; 19 A (12 Tore), 3 B, 3 N (2 Tore), 7 J (7 Tore); Spitzname „Kuppe"; Hobby: Theaterbesuche.

Manfred Geisler (1. FC Lokomotive Leipzig): 25 Jahre, Linksverteidiger oder Mittelverteidiger; Beruf: Reparaturschlosser; verheiratet; 6 A, 2 N, 7 J; Spitzname: „Männe"; Hobby: ausgedehnte Familienspaziergänge.

Untere Reihe (kniend von links nach rechts)

Roland Ducke (FC Carl Zeiss Jena): 31 Jahre, Linksaußen; Beruf: Maschinenschlosser; verheiratet; 26 A, 5 B; Hobby: Fußball spielen mit seinem Sohn.

Rainer Nachtigall (FC Vorwärts Berlin): 25 Jahre, Rechtsaußen; Beruf: Journalistikstudent; verheiratet; 11 A (2 Tore), 1 B, 2 N, 7 J (3 Tore); Spitzname: „Amsel"; Hobby: gute Literatur.

Otto Fräßdorf (FC Vorwärts Berlin): 24 Jahre, Rechtsverteidiger oder Stürmer; Beruf: Schiffbauer; verheiratet; 11 A (2 Tore), 2 B, 2 N (1 Tor); Hobby: spannende Literatur.

Wolfgang Blochwitz (FC Carl Zeiss Jena, vorher 1. FC Magdeburg): 25 Jahre, Torsteher; Beruf: Dreher; verheiratet; ohne A-Länderspiel, 5 N; Hobby: fotografieren.

Horst Weigang (1. FC Lokomotive Leipzig): 25 Jahre, Torsteher; Beruf: Schlosser; verheiratet; 9 A, 6 N, 10 J; Spitzname: „Teddy"; Hobby: Farbfotografie, Opernbesuche. Fußballer des Jahres 1964/65.

Gerhard Körner (FC Vorwärts Berlin): 24 Jahre, Läufer; Beruf Sportlehrerstudent; ledig; 16 A (1 Tor), 1 B, 3 N; Spitzname: „Theo"; Hobby: Tonbandgerät.

Herbert Pankau (FC Hansa Rostock): 24 Jahre, Läufer; Beruf: Bauingenieurstudent; verheiratet; 13 A, 1 B, 3 N, 6 J; Hobby: fotografieren, gute Literatur (Zola, Heinrich Mann), Spaziergänge.

Dieter Engelhardt (1. FC Lokomotive Leipzig): 27 Jahre, Rechtsaußen; Beruf: Schlosser; verheiratet; 1 A, 2 N; Spitzname: „Fuchs"; Hobby: Skatspiel.

34104